



Doktor Ohlhoffs Geheimnis.

Kriminalroman von
Friedrich Thieme.

(Fortsetzung.)

Assessor Bindner lehnte sich schweigend in seinen Stuhl zurück. Er zweifelte nicht an der Aufrichtigkeit dessen, was er gehört. Allerdings hatte sich das junge Mädchen ihm gegenüber ein paar Blößen gegeben, nicht so wohl dadurch, daß sie über einige Vorhaltungen erschrocken, als auch dadurch, daß sie über andre nicht erschrocken war. Aber erschienen diese Zeichen von Alteration in ihrer Situation nicht natürlich? So unschuldig sie sich vielleicht fühlte, so mußte das Bewußtsein des Vorhandenseins ihres verdächtigen schriftlichen Ergusses ihr doch von Anfang an Unsicherheit und Furcht einflößen, solange nicht die Ursache des geheimnisvollen Verschwindens Doktor Ohlhoffs in anderer Richtung festgestellt wurde. Man würde den Nachlaß des Arztes durchsuchen, den Brief entdecken, sie selbst in Untersuchung ziehen — was war natürlicher als dieser Gedankengang? Ihr einziger Trost bestand vielleicht in der leisen Hoffnung, der Arzt werde ihren Brief vernichtet haben — dadurch, daß während einer vollen Woche nach dem Vorfall kein Mensch nach ihr fragte, gestaltete sich die Annahme möglicherweise zur Gewißheit, in dem Moment aber, als ein fremder Herr bei ihr vorsprach, der sich ihr als Beamter der Staatsanwaltschaft vorstellte, fühlte sie den Boden unter den Füßen wanken, sie schreckte zusammen, trotzdem sie innerlich auf ein derartiges Ereignis vorbereitet war und ihr Verhalten gegenüber der Behörde bereits erwogen hatte.

So und nicht anders erklärte sich der Assessor den Hergang. Wenn er sich auch nur im mindesten auf Physiognomien verstand, so las er aus derjenigen Fanny's nicht nur ihre Unschuld an der That, deren er sie vor seiner Ankunft für verdächtig erachtete, sondern auch ihre vollkommene Unfähigkeit, anders als im Affekt, und in diesem konnte sie sich zwei Jahre nach dem ihr ihrer früheren Anschauung nach zugefügten Unrecht nicht mehr befinden, eine gewaltthätige oder gar schlechte Handlung zu begehen. Der Doktor hatte sie offenbar richtig beurteilt.

„Sie stellen also in Abrede, an dem Verschwinden Doktor Ohlhoffs in irgend einer Weise beteiligt zu sein?“ fragte er endlich.

„Und in welcher Weise soll ich denn beteiligt sein?“

Der Assessor zögerte nicht, um alle seine Mittel zu erschöpfen, auch die äußersten Konsequenzen zu ziehen.

„Sie haben nicht den Doktor Ohlhoff

aus Haß ermordet?“ sagte er, auf jedes der Worte besonderen Nachdruck legend.

„Ich?“ Sie fuhr auf; in ihrer ganzen Schönheit und Würde stand sie vor ihm.

„Sehe ich aus wie eine Mörderin?“

Ein Blitz flammender Entrüstung schoß aus den blauen Sternen, sie leuchteten auf in flammender Glut. Ja, diese junge Dame mit dem würdevollen, ruhigen, sanften Wesen konnte zornig werden, das begriff der

Assessor, als er sie so vor sich stehen sah; ihr Herz war einer leidenschaftlichen Aufregung, der heftigsten Aufwallung fähig. Und doch war ihr sanftes Benehmen keine Maske. In ihrer Brust wohnten jene einander widersprechenden zwei Seelen. Wurde ihre Leidenschaft erregt, so brach sie aus ihr hervor wie ein Feuerstrahl, sie vermochte sich nicht zu zügeln, nicht zu beruhigen. Aber der Brand erlosch so schnell, wie er ausgebrochen, und das Bewußtsein ihrer Heftigkeit verlieh ihrem Charakter für gewöhnlich eine um so größere Milde; das Bestreben, zu versöhnen, Verzeihung zu verdienen, sprach aus jedem ihrer Worte, aus jeder ihrer Handlungen. Robert beschwichtigte ihren Zorn mit einem ernsten Hinweis auf seine Pflicht.

„Ich konnte, ich durfte Ihnen diese Frage nicht ersparen, Fräulein. Sie sehen nicht aus wie eine Mörderin, das darf ich wohl frei gestehen.“

Fast beschämt nahm sie ihren Platz wieder ein.

„Sind Sie zu Ende?“

„Noch nicht, mein Fräulein.“

„Dann bitte, fragen Sie, ich werde ruhig bleiben.“

„Sie stellen in Abrede, an dem Verschwinden Doktor Ohlhoffs in irgend einer Weise beteiligt zu sein — wissen Sie auch sonst nichts darüber? Mehr als wir andern, als ich zum Beispiel.“

„Nein.“

Der Assessor stutzte. Ihr „Nein“ trug wiederum nicht das Gepräge ihrer sonstigen Aufrichtigkeit. Sollte er sich dennoch in ihr betragen?

„Sie stehen ganz allein in der Welt?“ fuhr er nach einigem Nachdenken in Verfolgung einer andern Taktik fort.

„Ganz allein.“

„Haben Sie gar keine Verwandten?“

„Verwandte? O doch — einen Onkel und einige Cousins. Aber wir stehen uns ziemlich fremd gegenüber.“

„Wie kommt das?“

„Mein Vater und sein Bruder waren Gegensätze von jeher in ihren



Graf Waldersee auf der Reise nach China.
Aufgenommen im Anhalter Bahnhof zu Berlin von Zander & Labisch.

Anschauungen, ihrem Wesen, ihrer Lebensweise. Sie haben sich schon früh einander entfremdet."

"Sie sind demnach auf sich ganz allein angewiesen?"

"Ja."

"Sie leben nur vom Ertrag ihrer Unterrichtsstunden?"

"Nicht ganz, ich bin im Besitz einer mäßigen Leibrente, die mein Vater in früheren Jahren für mich erworben hat und deren Auszahlung in meinem einundzwanzigsten Jahre ihren Anfang genommen hat."

"Sie waren bis vor kurzem in Stellung?"

"Ja."

"Wo?"

"Auf einem Gute in Ostpreußen."

"Wie heißt das Gut?"

"Altillen."

"Als Gesellschaftlerin der Gutsdame?"

"Ja."

"Warum sind Sie nicht dort geblieben? Gesehnen Ihnen die Stellung nicht?"

"Ich bin eine zu selbständige Natur, um mich an die maschinenmäßige Erfüllung unmotivierter Befehle gewöhnen zu können."

"Warum haben Sie dann überhaupt eine Stellung angenommen?"

"Ich mußte, weil mich der Tod meiner teuren Mutter zunächst hilflos und ohne alle Mittel zurückließ."

"Sie besaßen aber doch ihre Leibrente?"

"Damals noch nicht. Sie wurde an meinem einundzwanzigsten Geburtstag zum ersten Male fällig. Sobald dieser Zeitpunkt eingetreten war, verließ ich Altillen und kehrte hierher zurück."

"Und andre Gründe, Berlin wieder aufzusuchen, hatten Sie nicht?"

"Nein."

Der Assessor preßte die Lippen zusammen. Auch dieses "Nein" kam zögernder, unsicherer aus dem schönen Munde, der alle übrigen Fragen mit solcher Präzision und Klarheit zu beantworten wußte. Fanny Mäder hatte noch andre Gründe gehabt, Altillen zu verlassen. Welche, das entzog sich vorläufig seiner Wissenschaft.

"Sie leben wohl hier sehr zurückgezogen? Oder unterhalten Sie einen lebhafteren gesellschaftlichen Verkehr?"

"Einen lebhafteren — nein. Ich besuche zuweilen die Familie einer Schulfreundin, mit ihr gehe ich auch manchmal aus."

"Und verbringen Sie auch Ihre Abende dort?"

"Nicht häufig."

"Sie bleiben zu Hause? Für sich?"

"Ich lese oder musiziere."

Der Assessor erhob wiederum die Stimme: "Wo haben Sie sich an dem Abende aufgehalten, an welchem Doktor Ohlhoff verschwand? In der Zeit von nachmittags fünf Uhr bis etwa abends neun oder zehn Uhr? Waren Sie da auch in Ihrer Wohnung?"

"Ja."

Es lag etwas in dem "Ja", was den Beamten aufhorchen machte.

"Behaupten Sie mit Bestimmtheit, an jenem Abend und in der genannten Zeit in Ihrer Wohnung gewesen zu sein?" fragte er mit schärferem Accent.

Das junge Mädchen blickte nach dem Fenster. Sie schien seinen Blicken ausweichen zu wollen. Ihre Verwirrung, wenn es eine solche war, währte jedoch nur eine Sekunde.

"Wo soll ich sonst gewesen sein?" gab sie in ruhigem Tone zurück.

"Ich frage, ob Sie Ihrer Anwesenheit in Ihrer Wohnung ganz gewiß sind?"

"Wie ich Ihnen sagte, gehe ich hin und wieder zu meiner Freundin. Ich weiß mich momentan wirklich nicht gleich zu befinden, ob ich gerade an jenem Abend bei ihr oder zu Hause war. Wahrscheinlich war ich zu Hause. Wie hätte ich auch vermuten können, ich würde jemand über diesen Punkt Rechenschaft ablegen müssen?"

Was sie sagte, klang wahr und natürlich. Den gewiegten Menschenkenner aber täuschte sie nicht.

"Sie erzählten mir selbst, daß Sie sich in qualvoller Sorge befunden haben, seit Sie von dem Verschwinden des Doktors hörten. Ihr Brief bildete die Veranlassung Ihrer Unruhe. Da liegt wohl nichts näher, als daß Sie vom ersten Augenblick an die Möglichkeit in Betracht gezogen haben, Ihr Alibi eventuell nachweisen zu müssen, und auch nachweisen zu können. Ich bin gewiß, daß diese Frage Sie sogar lebhaft beschäftigt hat und Sie sich über Ihren Verbleib an jenem Abende genau Rechenschaft gaben. Ist das nicht so?"

"Ich war abends in meiner Wohnung," beharrte sie, während ein Zug von Kengstlichkeit in ihrer Miene auftauchte.

Sie hatte auf das Wort "abends" einen auffallenden Nachdruck gelegt.

Der Assessor begriff weshalb. "Abends — was nennen Sie abends?"

"Was man allgemein darunter versteht."

"Es ist jetzt sechs Uhr," betonte er, auf seine Uhr blickend. "Waren Sie um diese Stunde zu Hause?"

"Ja."

"Fräulein Mäder," rief Robbert Lindner, sie fest ansehend. "Sie haben mir soeben die Unwahrheit gesagt. Und es ist nicht die erste seit einer Stunde."

"Mein Herr — ich —"

Sie wollte beteuern, daß er sich irre, daß sie ihm nichts als die Wahrheit, die reine Wahrheit gesagt, aber sie brachte die Versicherung nicht über die Lippen. Unverkennbare Zeichen der Fassungslosigkeit, der Aufregung, der Furcht boten sich dem Beamten in dem Erbeben der ganzen Gestalt, in dem Vibrieren der auf der Seitenlehne des Stuhls ruhenden Hand, in dem stammelnden Tone, in dem fieberhaft wogenden Busen. Sie hat sich bisher mit dem Aufwand aller Seelen- und Körperkräfte aufrecht erhalten, dachte der Assessor, und jetzt verlassen sie Stärke und Mut. Sie bricht zusammen, sie giebt eine Rolle auf, die sie zu spielen die Kraft nicht besitzt.

Sie ist also doch eine Schuldige — mit einem ordentlich wehen Gefühl gab Robbert der schrecklichen Erkenntnis Raum. Schmerz, tiefer, gewaltiger Schmerz erfüllte sein Inneres, Schmerz um die edle herrliche Form, welche nichts sein sollte als Lug und Trug!

"Nein, ich kann nicht lügen," rang es sich mit einem jähen Thränensturz aus ihr los, "ich kann nicht, es ist gegen meine Natur! Ja, ich war an jenem Abende aus — Sie würden es doch heraus bekommen, wenn ich es auch verschweigen wollte. Ich war nicht in meiner Wohnung!"

Ihr leidenschaftlicher Kummer, den er für Neue hielt, stimmte ihren Inquirenten weicher.

"Wann sind Sie ausgegangen?" forschte er ernst, aber ohne Strenge.

"Um sechs Uhr."

"Und zurückgekehrt?"

"Nach acht Uhr."

"Und wo waren Sie?"

Sie schwieg und trocknete sich die immer von neuem hervorbrechenden Thränen.

"Haben Sie Unterricht erteilt?"

"Nein."

"Waren Sie bei Ihrer Freundin?"

"Nein."

"Wo also sonst?"

"Ich war spazieren."

"Um diese Stunde — in dem Nebel und bei der Kälte, welche an dem bewußten Abende herrschten?"

"Ich gehe manchmal abends spazieren, weil mir am Tage die Zeit fehlt."

"Haben Sie jemand getroffen, der Ihnen das bestätigen kann?"

"Nein."

"Fräulein Mäder, Sie sind wiederum nicht aufrichtig. Sie waren nicht spazieren!"

"Nein, nicht eigentlich —"

"Wollen Sie mir nicht mitteilen, wo Sie gewesen sind?"

Sie schüttelte den Kopf.

"Sie wollen nicht — oder können nicht?"

"Ich will, ich darf nicht," schluchzte sie.

"Und was hindert Sie daran?"

"Fragen Sie mich nicht weiter — ich kann Ihre Fragen nicht beantworten!"

Der Assessor drang trotzdem in sie, indem er ihr die Gefahr vorstellte, der sie sich aussetzte. Sie beharrte bei ihrem Entschlusse.

"Bemühen Sie sich nicht, Herr Assessor — ich werde nicht sprechen! Unter keinen Umständen."

Er schritt nachdenklich und mit sich kämpfend auf und ab. Nach einer Weile blieb er vor ihr stehen und sagte, die Hand auf ihre Schulter legend.

"Es thut mir leid, unter den obwaltenden Umständen das Äußerste nicht vermeiden zu können, Fräulein —"

Sie wandte ihm ihr vergrämes, bestürztes Gesicht zu.

"Was — Sie wollen —"

"Ich muß Sie ersuchen, mir nach dem Untersuchungsgefängnis zu folgen."

Ein lauter Aufschrei — ohnmächtig, kraftlos sank die Unglückliche zurück. Die furchtbare Willens- und Kraftanstrengung, der sie sich in der letzten Stunde unterzogen, war zu groß für sie gewesen. Mitleidig rief der Assessor das Mädchen herbei, damit sie ihrer jungen Herrin Hilfe leiste; sobald er sie um die Bewußtlose bemüht sah, trat er zum Fenster und befahl dem unten stationierten Polizeibeamten heraufzukommen.

"Besorgen Sie sofort einen geschlossenen Wagen und bringen Sie noch einen oder zwei Ihrer Kollegen mit."

Gilfertig entfernte sich der Mann, während der Assessor, sein Opfer mit unverhüllter Teilnahme betrachtend, im Zimmer auf und ab ging. Wenn sie unschuldig war — und er wünschte es von Herzen —, so stellte sich seine Maßregel als eine Grausamkeit ohnegleichen dar, und doch erkannte er sich nicht für berechtigt, davon Abstand zu nehmen. Das Verbrechen, um das es sich hier handelte, war das schwerste, welches das Strafgesetzbuch kennt: Mord! Fanny Mäder hatte eine seltsame Verwirrung gezeigt, sie war gerade in der entscheidenden Zeit aus gewesen und weigerte sich, über ihren Verbleib Auskunft zu geben. Außerdem hatte sie den verhängnisvollen Brief geschrieben. Sie hatte sich auf alle Fälle im höchsten Grade verdächtig gemacht, und seine individuelle Abneigung, sie einer so ruchlosen That für fähig zu halten, kam der Gefahr gegenüber, einer Schuldigen durch zu weitgehende Rücksicht den Weg zur Flucht zu öffnen, oder ihr die Möglichkeit zur Verdunklung des Thatbestandes zu gewähren, nicht in Betracht.

Fanny kam unterdessen wieder zu sich. Ihre Augen zuckten mit dem Ausdruck eines tödlichen Entschlusses zu ihm auf — so muß die Antilope den Jäger anblicken, der sein Messer in die Brust des verendenden Tieres taucht.

"Nicht ins Gefängnis — nur nicht ins Gefängnis!" kreischte sie auf. "Ich bin unschuldig, bei Gott im Himmel, ich bin unschuldig!"

"Weisen Sie mir Ihren Aufenthalt in jenen zwei Stunden nach, Fräulein, und wenn Ihre Angaben Sie entlasten, so will ich sehen, was ich verantworten kann!"

"Gott — ich kann ja nicht — nein, nein, — o meine Mutter, meine arme Mutter!"

Weinend verbarg sie den Kopf in den vor sich auf den Tisch gelegten Armen. Schweigend schritt Robbert Lindner auf und ab. Eine peinliche halbe Stunde verfloß. Keines von den Anwesenden sprach ein Wort, nur einmal wies der Assessor das Dienstmädchen Fannys an, in der Küche des weiteren zu warten. Und wieder nach einer langen Weile wandte er sich an das junge Mädchen:

"Wollen Sie sich nicht umkleiden, Fräulein? Der Wagen wird sofort hier sein?"

Sie antwortete nicht, sondern erhob sich geräuschlos, vertauschte ihre Schuhe mit ein paar Straßentiefeln, zog ihren Mantel an, setzte ihren Hut auf.

"Haben Sie sonst noch Vorbereitungen zu treffen? Ihrem Mädchen Anweisungen zu erteilen? Jemand zu benachrichtigen?"

Sie schüttelte wehmütig das Haupt. "Meine Schülerinnen werden ja bald genug erfahren, warum ich die Lektionen veräume — das ist ja doch nun einmal alles hin."

Damit sank sie wie gebrochen in ihre vorige Lage zurück. Der Assessor schaute ungeduldig aus dem Fenster; endlich vernahm er das Rollen des Wagens. Gleich darauf hielt das Gefährt vor der Thür, und der Polizeibeamte stürmte die Treppe herauf.

"Sie bleiben hier, bis ich zurückkomme," befahl der Assessor. "Ich will heute noch eine Durchsuchung der Sachen der Gefangenen vornehmen, worauf die Verriegelung des Eigentums vor sich gehen kann."

Er näherte sich zögernd der Verhafteten.

"Fräulein, sind Sie bereit?"

Schwer atmend erhob sich Fanny und schritt der Thür zu; doch schwannte sie beim Gehen so heftig, daß der Assessor ihren Arm fassen und sie stützen mußte. Langsam geleitete er sie hinab. Noch nie war ihm die Erfüllung seiner Pflicht so hart erschienen. Sorgsam, wie eine seiner Obhut anvertraute Kranke, hob er sie in den Wagen, dann nahm er neben ihr Platz, während ein mit zur Stelle gebrachter Geheimpolizist sich auf dem gegenüber befindlichen Sitz niederließ.

"Wohin?" fragte der Kutscher halblaut. "Nach dem Polizeigebäude?"

"Nein, nach dem Untersuchungsgefängnis," bestimmte der Assessor in demselben Tone. Und zu seiner unwillkürlichen Begleiterin gewandt fügte er leise hinzu: "Ich will Ihnen wenigstens die Schmach des Transportes im grünen Wagen ersparen."

7.

Gegen acht Uhr kehrte Assessor Lindner in Fannys Wohnung zurück, um nach Beweisen ihrer Schuld oder Unschuld zu forschen. Das Dienstmädchen und der zurückgelassene Polizeibeamte unterstützten ihn in seinen Bemühungen. Vor allem durchsuchte er den Schreibsekretär, an dem sie zu arbeiten pflegte, er zog alle Kästen heraus, las alle Briefe und Papiere durch, die er fand. Wo sich nur ein Versteck vermuten ließ, forschte er nach — alles vergeblich!

Zuletzt überließ er die fruchtlose Nachsuchung dem Polizeibeamten allein und setzte sich an den Tisch, um das Mädchen Fannys einem vorläufigen Verhör zu unterziehen. Einen Augenblick betrachtete er die Zeugin aufmerksam, sie sah gewandt und vertrauensvoll aus und zeigte sich gar nicht etwa schüchtern und furchtsam.

"Ihr Name?"
 "Marie Kemper."
 "Wie alt?"
 "Sechzehn Jahre."
 "Wie lange sind Sie schon im Dienste von Fräulein Mäder?"
 "Seit einem halben Jahre."
 "Behandelte Sie das Fräulein gut?"
 "Sehr gut."
 "War Fräulein Mäder nicht manchmal heftig, zornig?"
 "Nur einmal war sie aufgebracht —"
 "Ueber Sie?"
 "Nein, über eine Schülerin — aber sie beruhigte sich bald wieder."
 "Ist Ihnen in den letzten Tagen irgend etwas Besonderes an der Dame aufgefallen? War sie erregter als sonst, reizbarer, ängstlicher?"
 "Ich habe nichts bemerkt."
 "Ging sie öfters aus?"
 "Sehr oft, sie giebt ja Unterricht in —"
 "Ich weiß schon — auf welche Tageszeit fallen ihre Unterrichtsstunden zumeist?"
 "Vormittags und mittags —"
 "Nicht auch abends? Oder am Spätnachmittag?"
 "Nicht, daß ich wüßte."
 "So ging sie um diese Zeit wohl nie aus?"
 "O doch, häufig."
 "Häufig? Wohin?"
 "Das weiß ich nicht."
 "Wann kam sie zurück?"
 "Immer so um acht oder halb neun, einigemal noch später —"
 "Und abends?"
 "Blieb sie meist zu Hause, nur manchmal besuchte sie Fräulein Hendrich."
 "Das ist ihre Freundin?"
 "Ja."
 Der Assessor notierte sich die Adresse des Fräuleins und fuhr dann fort:
 "Wann ist Fräulein Mäder das letzte Mal am Spätnachmittag ausgegangen?"
 Das Mädchen dachte nach.
 "Vorgestern," erwiderte es dann.
 "Und wann vorher?"
 "Das kann ich nicht so genau mehr sagen."
 "Mehr als in der vergangenen Woche?"
 "Ich glaube, zweimal."
 "Wissen Sie, ob Fräulein Mäder am Montag voriger Woche um die gewöhnliche Zeit, also etwa gegen sechs Uhr — ihren Ausgang unternommen hat?"
 Marie Kemper antwortete nicht.
 "Befinnen Sie sich, mein Kind, es hängt viel von Ihrer Antwort ab."
 Das Dienstmädchen überlegte. "Am Montag voriger Woche — nein — ja — das war der Tag nach dem Sonntag, wo ich frei hatte — richtig, da ist sie fortgegangen."
 "Können Sie das mit Bestimmtheit behaupten?"
 "Ja, mit Bestimmtheit. Ich hatte am Sonntag meinen freien Tag, da bleibt das Fräulein immer zu Hause. Am andern Tag ging sie aus."
 "Sie wissen also nicht wohin?"
 "Nein."
 "Hat sie nie hierüber eine Aeußerung gethan?"
 "Sie hat einmal gesagt, sie wolle nur etwas frische Luft schöpfen."
 "So so. Empfängt sie manchmal Besuche hier?"
 "O ja — sie giebt einige Unterrichtsstunden im Hause. Auch Fräulein Hendrich kommt zuweilen."
 "Sonst niemand?"
 "Ein paarmal waren Herrschaften hier, um wegen der Uebernahme von Unterrichtsstunden mit dem Fräulein Rücksprache zu nehmen."
 "Besuchten auch Herren im Hause?"
 "Nie."
 "Auch nicht einer — hat das Fräulein gar keinen Herrenverkehr? Hat sie nicht einen Verehrer, einen Liebhaber oder Bräutigam?"
 Das Mädchen stockte.
 "Also doch — wer ist der Herr?"
 "Ich habe noch nie jemand gesehen," antwortete Marie verlegen. "Nur —"
 "Nur —?"
 "Ich weiß nicht, ob ich darüber sprechen darf."
 "Sie müssen darüber sprechen, mein Kind. Wissen Sie, wer ich bin?"
 "Ja," flüsterte die Kleine schen.
 "Wer denn?"
 "Ein Herr von der Kriminalpolizei."
 "Der bin ich. Und Ihnen ist doch bekannt, daß man der Polizei die reine Wahrheit sagen muß, nicht wahr?"
 "Ja."
 "Also heraus mit der Sprache — was wollten Sie sagen?"
 "Das Fräulein empfängt manchmal Briefe von einem Herrn."

"Woher wissen Sie, daß die Briefe von einem Herrn kommen?"
 "O, ich sehe es an der Handschrift — es ist so eine große, kräftige Schrift."
 "Und immer dieselbe Schrift?"
 "Immer dieselbe."
 "Und wer glauben Sie, daß der Herr ist?"
 "Ich weiß es nicht — hierher gekommen ist er nie."
 "Kommen die Briefe von Berlin oder von auswärts?"
 "Ich glaube, von Berlin."
 "Wo verwahrt das Fräulein die Briefe?"
 "Im Sekretär wahrscheinlich."
 "War sie aufgeregt, wenn ein solcher Brief eintraf?"
 "Da habe ich nicht so darauf geachtet."
 "Was haben Sie sich über die Briefe für eine Meinung gebildet?"
 "Ich dachte, sie wären gewiß von dem Bräutigam des Fräuleins."
 Der Assessor preßte wie immer, wenn ihn ein Gegenstand besonders interessierte, die Lippen aufeinander. Unter den Briefschaften und Papieren, welche er nachgesehen hatte, befand sich kein einziger, der von Herrenhand geschrieben war. Wo hatte Fanny Mäder die betreffenden Briefe hingethan? Waren sie in einem Versteck untergebracht? Robbert und sein Gehilfe hatten jeden Winkel durchstöbert. Vielleicht hatte Fanny es vorgezogen, die Briefe zu beseitigen — sie gestand ja selbst zu, auf eine Vernehmung vorbereitet gewesen zu sein. Wenn das aber der Fall war, so bedeutete die Thatsache mindestens ein schlechtes Gewissen. Warum hatte sie die Episteln vernichtet, wenn sie unersänglichen Inhalts waren? Liebesbriefe hebt man doch in der Regel heilig auf und braucht sich ihrer unter normalen Umständen auch nicht zu schämen. Sonderbar! Die Wagschale sank immer mehr zu Lasten der schönen Gefangenen.
 "Hat Fräulein Mäder mit jemand im Hause Beziehungen unterhalten?"
 "Nicht besonders."
 "Nicht besonders?"
 "Sie unterhielt sich dann und wann mit Frau Dachs, die auf demselben Korridor wohnt."
 "Rufen Sie mir Frau Dachs her."
 Frau Dachs entpuppte sich als eine mit beredtem Zungenwerk ausgerüstete Dame, deren für ihre nächsten in der Regel nicht allzu vorteilhafte Aeußerungen mit ihrer erstaunlich süßfreundlichen Miene in zwar seltsamem, aber doch nicht allzu seltenem Kontrast standen. Sie wußte im Grunde gar nichts von ihrer Nachbarin, aber eben weil sie nichts von ihr wußte, vermutete sie um so mehr. Der Assessor ignorierte ihre neugierigen Fragen, Ausrufe und Impertinenzen, sie mußte sich mit der Thatsache begnügen, daß er Beamter der Staatsanwaltschaft war und sie in amtlicher Eigenschaft inquirierte.
 Es sei ja schrecklich, daß durch solche Mieter die Kriminalpolizei und Staatsanwaltschaft ins Haus gebracht werde; lamentierte sie in ihrer emphatischen, gestenreichen Manier. Das Haus komme in Schande und Verruf und die Nachbarn mit, denn die Leute wußten doch nicht, wen es betreffe. Also das Fräulein — hm, sie habe sich immer gedacht, daß mit ihm etwas nicht in Ordnung sei. Lieber Gott! Man solle von seinen Nebenmenschen nichts Böses denken — und gewiß und wahrhaftig, das junge Blut thue ihr schrecklich leid, ihr Schicksal zerreiße ihr fast das Herz — dabei weinte und seufzte sie erbärmlich —, aber das müsse wahr sein, geheimnisvoll sei ihr Fanny Mäder immer vorgekommen, und einen so gar verschlossenen Charakter habe sie gehabt, und solchen Stolz zur Schau getragen — nun sehe man's ja! "Ja, ja, Hochmut kommt vor dem Fall, und andre Leute sind auch nicht auf der Straße gefunden, und —"
 Ungebuldig unterbrach der Assessor den unverriegelten Redestrom und hieß sie sich entfernen, da er von ihr auch nicht die mindesten wirklichen Aufschlüsse erwarten durfte.
 Nachdem er nochmals vergeblich nach den von dem Dienstmädchen erwähnten Briefen geforscht, traf er die nötigen Anordnungen zur einstweiligen Verwahrung des Eigentums der Verhafteten und begab sich nach seiner eignen Behausung, um nach diesem so arbeits- und ereignisreichen Tage die wohlverdiente Ruhe zu genießen.
 Trotz seiner Erschöpfung mied ihn jedoch der launenhafte Gott des Schlafes während mehrerer Stunden — die edle Gestalt Fannys wich nicht aus seinen Gedanken, immer wieder rief er sich ihren offenen Blick, ihr reines Auge, ihr sanftes Wesen zurück —, er reproduzierte im Geiste jedes ihrer Worte, jede ihrer Gebärden — er dachte an ihre Verzweiflung bei der Ankündigung ihrer Gefangennahme — nein, wenn Fanny Mäder eine Mörderin war, so mußte die Physiognomie für immer zu Schanden werden!
 Und doch — warum verwickelte sie sich in so viele Widersprüche? Warum verstand sie sich nicht zu einer Erklärung ihrer rätselhaften Spätnachmittagsausgänge?

Warum hatte sie die Briefe vernichtet? Der junge Beamte konnte kaum den andern Morgen erwarten, um die Gefangene selbst über den letzteren Punkt zu befragen und ihr nochmals die furchtbaren Konsequenzen ihres Schweigens vorzustellen.
 Zunächst ließ er für den Vormittag die Freundin Fannys, Mathilde Hendrich, vorladen. Die Zeugin, mit ihrer Freundin etwa von gleichem Alter und offenbar aus guter Familie und von vorzüglicher Bildung, zeigte sich geradezu außer sich über das Schicksal Fannys, sie versicherte nur immer wieder, diese sei eine durchaus gebiegene, edle Natur und nicht im stande, ein Unrecht, geschweige denn ein Verbrechen zu begehen. "Hat sie mit Ihnen jemals über ihre Beziehungen zu Doktor Ohlhoff gesprochen?" examinierte der Assessor. "Nicht oft, denn das Thema berührte sie peinlich —"
 "Aber doch gesprochen?"
 "Gewiß, wir hatten in dieser Hinsicht keine Geheimnisse voreinander. Sie schämte sich ihres Verhaltens in der Angelegenheit, sie habe nun selbst eingesehen, daß der Arzt ihr nie Veranlassung gegeben habe, seine Courtoisie in dem von ihr beliebten Sinne auszulegen."
 "Hat sie sich auch über seine Heirat geäußert?"
 "Sie wünschte dem braven Mann alles Gute und Liebe — wenn sie nur einmal seine Gattin sehen könnte, sagte sie mir öfter, sie möchte doch gar zu gern wissen, wen sich der Doktor gewählt habe."
 "Wissen Sie, ob vielleicht eine andre Neigung dazu beigetragen hat, ihr den Doktor aus den Gedanken zu reißen?"
 Die Miene der Zeugin verriet Unentschlossenheit.
 "Ich glaube, sie trägt so etwas wie eine stille Neigung im Herzen," entgegnete sie mit echt mädchenhafter Verschämtheit.
 "Sie glauben es? Ich denke, Ihre Freundin schenkte Ihnen in dieser Hinsicht Vertrauen?"
 "Ich habe ihr ein paarmal, wie man es zu nennen pflegt, auf den Zahn gefühlt, sie erklärte aber, ich sei im Irrtum. Ihr Herz sei nicht für das Glück geboren. Später gestand sie mir einmal, sie trage eine Hoffnung in der Brust, aber Gott allein möge wissen, ob sich dieselbe realisieren werde. Ich möge den Gegenstand nicht berühren. Er sei kein erfreulicher für sie, und das Geheimnis gehöre ihr nicht allein, sonst würde ich als ihre einzige Freundin es längst mit ihr teilen."
 "Erschien Ihnen diese Zurückhaltung nicht befremdlich?"
 "Nicht, da ich Fannys Charakter kannte. Sie liebt einigermassen das Mysteriöse, es liegt ein romantischer Zug in ihr, der sie antreibt, sich mit dem Nimbus des Geheimnisvollen zu umgeben."
 Ein neuer Gedanke gewann angesichts ihrer Aussage in dem Assessor Raum. Gehörte Fanny Mäder am Ende zu jenen Personen, die sich, von einer seltsam romantischen Neigung irre geleitet, zuweilen fälschlich eines Verbrechens beschuldigen oder wenigstens den Glauben an die Möglichkeit, als hätten sie ein solches begangen, eintretendenfalls verstärken? Robbert ließ indessen die Idee so schnell, wie sie in ihm aufgetaucht, wieder fallen. Der Schmerz des jungen Mädchens bei ihrer Verhaftung war zu wahr und natürlich gewesen, um die Annahme zuzulassen, sie spiele selbst in hysterischer Tollheit mit einem entsetzlichen Geschick.
 Nur der Vollständigkeit halber richtete er deshalb die Frage an die Zeugin, ob sie an ihrer Freundin etwa hysterische Erscheinungen wahrgenommen habe?
 "O nein, Herr Assessor. Man kann sie nicht einmal excentrisch nennen. Sie besitzt einen entschlossenen, fest gegründeten Charakter. Wenn ich ihr eine Vorliebe für alles Romantische zuschreibe, so meine ich das nicht in schlechtem Sinne. Sie — ich weiß wahrhaftig nicht, wie ich mich richtig ausdrücken soll — sie begt zum Beispiel von Liebe und Ehe in mancher Hinsicht so romantische Begriffe. So hat sie mir oft versichert, wenn wir in irgend einem Roman davon lasen, daß ein Mädchen sich für eine andre, ihr teure Person geopfert habe, dazu würde sie auch im stande sein."
 Der Beamte lenkte das Verhör hierauf auf die nicht aufgefundenen Briefe.
 "Ist Ihnen bekannt, daß Fanny Mäder zahlreiche Briefe von einem Herrn erhalten hat?"
 Ueberrascht blickte die Zeugin auf.
 "Nein — davon weiß ich nichts."
 "Sie rühmen die Geradheit ihres Charakters — allzu offen scheint sie sich doch wohl kaum Ihnen gegenüber gezeigt zu haben."
 Das junge Mädchen erwiderte nichts. Erst als der Assessor sie direkt um ihre Ansicht nötigte, bemerkte sie, die Sache werde wohl mit dem Thema zusammenhängen, über welches Fanny ihr keine Aufschlüsse habe geben dürfen.
 Sobald sich die Thür hinter der Zeugin geschlossen hatte, überließ sich Robbert seinen Betrachtungen. Vor allem versuchte er sich über den Charakter des unglücklichen Mädchens klar zu werden, mit dem sein Amt ihn in so grausame Verührung gebracht. Zweifellos ein Wesen voller Widersprüche, sanft und doch



Morgentoilette. Nach dem Gemälde von J. Běsín.



Die Beilehung König Humberts in Rom: Der Trauerzug auf der Piazza di Termini. Nach einer Zeichnung von S. Amato.

energisch, verschlossen und doch schwärmerisch, aufrichtig und doch mit einer Vorliebe für das Geheimnisvolle, Romantische. So viel stand für ihn fest, wenn sie die ihr zur Last gelegte That begangen, wenn sie den Doktor Ohlhoff ermordet hatte, so hatte sie das Verbrechen nicht allein ausgeführt. Sie hatte einen Bräutigam oder Liebhaber oder Vertrauten, der ihr Beistand geleistet, derselbe Mann, von dem die Briefe herrührten, aus denen sie selbst ihrer intimsten Genossin ein strenges Geheimnis machte! Deutete nicht diese Geheimthueri vielleicht sogar auf eine lange und wohlüberlegte Vorbereitung der verbrecherischen That?

Der Affessor beschloß, sich unverzüglich die Gefangene vorführen und bei hellem Tageslicht ihre ganze Erscheinung noch einmal auf sich wirken zu lassen. Wer weiß, ob er nicht dann zu einem klareren und bestimmteren Urteil gelangte? Möglicherweise hatte auch die Nacht im Gefängnis ihre Hartnäckigkeit gebrochen.

Wenige Minuten später stand Fanny vor ihm. Noch immer veränderten ihre Züge den tiefen, gewaltigen Gram ihres Innern. Das Rot ihrer Wangen war gänzlich verschwunden und hatte der Blässe des Kummers und der Verzweiflung Platz gemacht. Die reichlich vergossenen Thränen hatten den Glanz ihrer blauen Augen getrübt und das verzweifelte Ringen mit den Händen ihr lichtblondes Haar in Verwirrung gebracht. Ihre Schönheit aber hatte nicht unter alledem gelitten, und auch der sanfte, edle Ausdruck des wohlgebildeten Gesichts wirkte noch in seiner vollen, überzeugenden Kraft auf ihn.

Wer Fanny Mäder sah, mußte sie freisprechen, frei von vornherein — gleichviel, wessen man sie beschuldigte!

„Sind Sie heute gefasster, Fräulein Mäder?“ begann Klobbert teilnahmsvoll die Vernehmung.

Gefasster? Nein, denn kaum vermochte sie sich aufrecht zu erhalten. Mitleidig deutete er auf den Stuhl vor seinem Pulte, auf den sie wie gelähmt niederfiel.

„Fanny Mäder,“ hub er wieder an, nachdem er eine Weile den ersten Blick auf ihr hatte ruhen lassen, „wollen Sie mir heute den Aufschluß zu teil werden lassen, den ich gestern vergeblich von Ihnen forderte?“

„Nein.“

Das „Nein“ bekundete einen festen, unerschütterlichen Entschluß. Die Nacht im Gefängnis hatte sie unendlich gebeugt, aber ihren Willen hatte sie nicht zu brechen vermocht.

„Warum nicht?“

„Weil ich nicht darf —, fragen Sie mich nicht, Herr Affessor, ich kann und mag nicht antworten!“

„Sie leugnen noch immer, an dem Verschwinden Doktor Ohlhoffs direkt oder indirekt beteiligt zu sein?“

„Ich leugne es nicht, denn ich habe es nicht zu leugnen. Ich bin keine Verbrecherin, mein Herr!“

Der Affessor schwiege einige Sekunden, dann überraschte er die Gefangene plötzlich mit der Frage: „Haben Sie einen Bräutigam?“

Ihre Wangen färbten sich rot, trotz ihres Schmerzes.

„Ja? Woraus schließen Sie das — ich habe keinen Bräutigam.“

„Oder Liebhaber?“

„Nein, nein —“

Er verwandte kein Auge von ihrem, den Stempel innerer Verwirrung tragenden Gesicht.

„Sie unterhielten auch sonst mit keiner männlichen Person Verkehr?“

„Herr Affessor —“

„Empfingen keine Briefe von ihr?“

Ein Zucken überszog blühartig ihre Züge. Sie antwortete nicht.

„Wo haben Sie die Briefe verborgen, Fräulein Mäder, die Sie von jener Person erhielten? Sagen Sie mir die Wahrheit.“

„Ich weiß von keinen Briefen!“ stöhnte sie angstvoll.

„Sehen Sie mich an — Sie wissen davon. Sie fürchteten, daß man die Briefe bei Ihnen finden könnte? Sie haben sie vernichtet?“

Fanny rang nach Atem. Auf einmal richtete sie das gesenkte Haupt empor wie unter dem Einfluß einer jähen Eingebung. Klobbert kannte die Bedeutung dieser Pantomime von gestern her: Die Angeklagte stand im Begriff, ein Bekenntnis abzulegen.

Er irrte sich nicht.

„Ja, ich habe sie vernichtet,“ erklärte sie mit der Festigkeit, die sie schon wiederholt gezeigt.

„Verbrannt?“

„Verbrannt!“

„Und warum, Fräulein?“

„Ich könnte Ihnen erwidern, daß ich mich mit dem Schreiber entzweit und deshalb seine Ergüsse im Jörn vernichtet hätte oder etwas Ähnliches —, ich will aber entweder die Wahrheit reden oder überhaupt schweigen.“

„Das ist sehr löblich von Ihnen, Fräulein — Sie wollen mir also die Wahrheit enthüllen? Es wird für Sie das Beste sein.“

„Nein, ich will schweigen.“

„Sie wollen auch aus diesem Punkt ein Geheimnis machen?“

„Wenn Sie es so nennen wollen, ja.“

„Mir den Namen des betreffenden Herrn und die Art Ihrer Beziehungen zu ihm nicht nennen?“

„Niemals!“

Sie wuchs ordentlich mit jeder Aussage, immer höher und stolzer richtete sie sich auf. Ihr Blick wurde immer freier und unbefangener. Es war fast, als freute sie sich dessen, was sie that, oder als empfände sie eine seltsame innere Genugthuung.

Mit Verwunderung starrte der Affessor auf das bestrebliche Schauspiel.

Endlich rief er im Tone der eindringlichsten Mahnung:

„Fräulein Mäder, Sie verkennen vielleicht die Gefahr, die über Ihrem Haupte schwebt? Wenn Sie unschuldig sind, so reden Sie, reden Sie um Gottes willen, denn Ihr Benehmen hat Sie stark verdächtig gemacht, und es handelt sich hier um Tod und Leben!“

„Ich weiß es!“ rief die junge Dame mit einem ordentlich triumphierenden Blick. „Ich weiß es,“ wiederholte sie traurig, aber mit der Würde einer Königin.

„Und beharren trotzdem bei Ihrer Weigerung?“

„Ich beharre dabei, ich muß dabei beharren! An dem Blute des unglücklichen Doktor Ohlhoff, den ich mit heißen Thränen beweine, bin ich schuldlos —, dies Bewußtsein verleiht mir Kraft, dieser furchtbaren Prüfung die Stirn zu bieten.“

„Und wenn man Sie schuldig spricht? Wenn Sie verurteilt werden?“

„Es giebt Güter, die höher stehen als das Leben.“

Kopfschüttelnd befahl Klobbert, die Dame in ihre Zelle zurückzuführen. Entweder spielte sie, sich auf die Unzulänglichkeit des gegen sie vorhandenen Beweismaterials stützend, eine raffinierte Komödie, oder hier waltete ein seltsames Geheimnis ob, und wenn dies der Fall war, so schwor er sich zu, es zu lösen, mochte es auch so dunkel sein wie der Fall Hauser oder irgend ein andres ungelöstes kriminalistisches Rätsel der Vergangenheit.

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Seemannsamt.

Von

Theo Seemann.

Die eigenartigen Verhältnisse, unter denen die Angehörigen der Handelsflotte stehen, bringen es mit sich, daß die rechtlichen Angelegenheiten, welche nach der einen oder andern Seite hin in Frage kommen, schnell und glatt erledigt werden müssen. Ein Kauffahrteischiff liegt oftmals nur ganz kurze Zeit in einem Hafen, kann seinen Aufenthalt auch nicht beliebig verlängern, und es vergeht unter Umständen bis zu seiner Wiederkehr Jahr und Tag. Zudem giebt die Machtbefugnis, die ein Kapitän über die Schiffsmannschaft besitzt, leicht zu Uebergriffen Veranlassung, und umgekehrt kommt es auch zu Wiedersehligkeiten der Schiffsmannschaft gegen den Kapitän, woraus dann Streitigkeiten entstehen, die ebenfalls einer schnellen Schlichtung bedürfen. Aus diesen Gründen sind in allen größeren deutschen Hafenorten Seemannsämtler errichtet, die rechtsverbindliche Verträge zwischen dem Kapitän und der Schiffsmannschaft abzuschließen und über entstandene Streitigkeiten das Urteil abzugeben haben.

Versetzen wir uns im Geiste nach einem dieser Seemannsämtler, um die verschiedenen Rechtsgeschäfte kennen zu lernen, deren Erledigung ihnen obliegt. Das Geschäftszimmer eines Seemannsamts gleicht im allgemeinen einem gerichtlichen Amtszimmer. Eine der häufigsten Vornahmen des Seemannsamts ist die Auffassung der Musterrolle, und darum werden wir zunächst einer Verhandlung über diesen Gegenstand beiwohnen. Bekanntlich wird das Rieten eines Matrosen durch den Kapitän „heuern“ genannt. Das Heuerabkommen, bei dem vorläufig die Höhe der monatlichen Heuer, oder des Lohnes, die Art der Befestigung, der etwaige Ersatz von erkrankten Mannschaften und ähnliche Bestimmungen vereinbart werden, bedarf aber noch der Anmeldung auf dem Seemannsamt und erhält erst seine volle gesetzliche Kraft durch die Anmusterung, worunter man die Vorstellung der angeworbenen Schiffsmannschaft durch den Kapitän und die Bekanntgabe des zwischen beiden Parteien abgeschlossenen Heuerabkommens vor dem Seemannsamt versteht. Entsprechend den beiderseitigen Erklärungen und unter Zugrundelegung der deutschen Seemannsordnung, die die Vorschriften über die Pflichten und Rechte der Besatzung der deutschen Kauffahrteischiffe während der Dauer des Dienstverhältnisses enthält, wird dann die Musterrolle ausgefertigt. In das Geschäftszimmer unseres Seemannsamts treten der Kapitän

oder, wie er in der Seemannsordnung genannt wird, der Schiffer Jensen und zehn angeheuete Schiffsteute. Nachdem sich der Schiffer Jensen durch Vorlegung seiner Papiere über seine Person ausgewiesen hat und auch die Schiffsteute durch Vorzeigung ihrer Seefahrtsbücher das Gleiche gethan haben, erklärt er, daß er der Führer der Brigg „Bertha“ mit dem Heimathafen Hamburg ist und die Fahrt von Hamburg nach Shanghai und zurück geht. Er teilt dann mit, daß er von den anwesenden Schiffsteuten den Schiffsmann Jakob Brummer als ersten Steuermann zu hundert Mark, Wilhelm Gast als Bootsmann zu fünfundsiebzig Mark, Gustav Schmidt als Zimmermann zu achtzig Mark, Julius Garre als Koch ebenfalls zu achtzig Mark, Rudolf Sinn als Segelmacher zu fünfundsiebzig Mark und Friedrich Huhn, Eduard Jhms, Hermann Sievers, Paul Husfeld und Ludwig Volkman als Matrosen zu je sechzig Mark geheuert hat und ihnen nach Ausfertigung der Musterrolle das Doppelte der monatlichen Heuer als Vorschuß geben wird. Ferner macht er die näheren Angaben über die Art der Befestigung und über einige besondere Verabredungen. Nachdem die Schiffsteute auf Befragen des Vorstehenden des Seemannsamts die Richtigkeit der Aussagen des Schiffers bestätigt haben, wird die Musterrolle auf einem dazu bestimmten Formular, das das Wappen des Deutschen Reiches trägt, ausgefertigt. Nach Anführung des Schiffes und des Zieles der Fahrt wird nachfolgender Eintrag gemacht: „Vor dem unterzeichneten Seemannsamt sind erschienen der nachbenannte Schiffer auf großer Fahrt einerseits und die unter Nr. 1 bis 10 nachbenannten Schiffsteute andererseits und haben erklärt, daß sie sich zum Schiffsdienst nach Maßgabe der deutschen Seemannsordnung auf dem obengenannten Schiff und für die vorbezeichnete Fahrt gegen die bei ihrem Namen angegebene Heuer, sowie nach Empfang des angegebenen Vorschusses und unter den aufgeführten weiteren Bedingungen verheuert haben.“

Die Heuer ist in Mark und für den Monat angegeben; die Zahlung beginnt mit der Anmusterung.“

Unter diese Vertragsbestimmung setzt dann der Vorstehende des Seemannsamts unter Anführung des Datums und Zuzugung des Amtsstempels seinen Namen.

Auf der zweiten Seite der Musterrolle werden nun die andern Verabredungen verzeichnet. Dieselben lauten:

An Befestigung erhält der Schiffsmann: 1 Pfund gesalzenes Rindfleisch oder 375 Gramm Schweinefleisch oder 250 Gramm geräucherter Fisch oder 375 Gramm Fisch (doch dürfen Fische nur zweimal in der Woche gegeben werden) und 4,54 Liter Wasser; ferner Gemüse, getrocknete Erbsen, Bohnen, Grüns, Graupen oder Mehl zur Sättigung, und zwar von letzterem mindestens zweimal die Woche a 375 Gramm. Auch erhält jeder Mann wöchentlich 7 Pfund hartes Weizenbrot und, so lange der nach der Dauer der Reise einzunehmende Vorrat reicht, 1 Pfund Butter. An die Stelle der Butter kann auch Schmalz oder Baumöl treten, und zwar von dem letzteren für die Woche 0,5 Liter oder, wenn beides fehlt, täglich 250 Gramm Fleisch oder 125 Gramm Speck mehr. Ein jeder der Mannschaft erhält ferner wöchentlich 30 Gramm Thee, 150 Gramm Kaffee, 225 Gramm Zucker und 0,25 Liter Essig. Außerdem ist für die Mannschaft Bier mitzunehmen bis 54 Liter per Mann. Wird kein Bier mehr gegeben, so erhält jeder statt 150 Gramm 225 Gramm Kaffee wöchentlich. In Häfen, in welchen frisches Fleisch oder frische Fische zu erhalten sind, soll davon wöchentlich wenigstens zweimal gegeben werden.

Es ist die Pflicht des Kapitäns, für guten Proviant und hinlänglichen Vorrat nach Verhältnis der Reise zu sorgen. Desgleichen muß er sich mit einer für die Zahl der Mannschaft genügenden Quantität von Medizin versehen.

Wenn während der Reise die Zahl der Mannschaft sich um zwei Mann verringern sollte, so machen die Schiffsteute keinen Anspruch auf die dadurch ersparte Gage.“

Dieser Teil der Musterrolle wird von dem Kapitän unterzeichnet. Darauf werden auf den nächsten Seiten der Rolle die Namen der Schiffsteute nebst ihrem Wohnort, ihrer Stellung an Bord, der ausbedungenen Heuer und dem zugebilligten Vorschuß eingetragen, worauf die Schiffsteute die Richtigkeit dieser Angaben durch ihre Namensunterschrift anerkennen. Nachdem noch schließlich die Anmusterung in den Seefahrtsbüchern der einzelnen Schiffsteute vermerkt und dem Kapitän die Musterrolle ausgehändigt worden ist, verlassen die Erschienenen das Seemannsamt.

Als nächste Partei tritt der Matrose Zempisch mit dem Kapitän Arhus und dem Steuermann Blaas ein. Der Matrose Zempisch legt das ihm von dem Kapitän Arhus über sein Dienstverhältnis an Bord des Schiffes „Proserpina“ erteilte Zeugnis vor, das folgenden Inhalt hat: „Inhaber Matrose Zempisch hat sich während seines Dienstverhältnisses an Bord des von mir geführten deutschen Schiffes „Proserpina“ zwar im übrigen gut geführt, jedoch erfüllte er seine dienstlichen Obliegenheiten nur selten zur Zufriedenheit seiner

Vorgefetzten, und fehlt ihm noch viel zu einem tüchtigen Seemann." Mit diesem Zeugnis ist der Matrose Zempisch unzufrieden, und er begründet seine Unzufriedenheit auf eine Aufforderung des Vorgesetzten hin damit, daß er stets nach bestem Vermögen seiner Pflicht nachgekommen sei und sich auch zu den Dienstverrichtungen eines Leichtmatrosen für vollkommen befähigt halte. Zu einem höheren Range aber habe er sich ausweislich der Musterrolle nicht verheuert, und könne er nicht darunter leiden, wenn der Kapitän, nachdem der Vollmatrose Manfen in Boston desertiert sei, vorgezogen habe, anstatt einen neuen Vollmatrosen zu engagieren, nur einen ganz unerfahrenen schwarzen Leichtmatrosen zu heuern, und ihm, dem Zempisch, die Dienste eines Vollmatrosen zu übertragen, denen er sich dann allerdings nicht vollkommen gewachsen gezeigt habe. Er beziehe sich dafür, daß er für die Dienste eines Leichtmatrosen wohl befähigt und der Kapitän im Anfang der Reise und so lange ihm nur die Dienste eines Leichtmatrosen zugemutet wurden, auch wohl mit ihm zufrieden gewesen sei, auf das Zeugnis des Steuermanns Blaas.

Der Steuermann Blaas bekundet jetzt auf Befragen des Vorgesetzten, daß Zempisch nur als Leichtmatrose angemustert und für den Dienst eines solchen auch ganz wohl befähigt sei. Zempisch sei noch sehr jung, und er zweifle nicht, daß nach längerer Übung und gereifterer Erfahrung ein ganz tüchtiger Seemann aus ihm werden könne. Auch sei der Kapitän Arhus früher selbst mit demselben recht zufrieden gewesen und habe sich ihm gegenüber oft lobend über den Zempisch ausgesprochen. Den Grund zur Verstimmung des Kapitäns möge wohl der Umstand abgegeben haben, daß Zempisch sich weigere, eine neue Ausreise des Schiffes „Proserpina“ unter den alten Bedingungen mitzumachen, da er bei den gestiegenen Steuern ein günstigeres Engagement zu finden hoffe.

Nun macht der Kapitän Arhus seine Aussage. Derselbe räumt ein, daß Zempisch sich nur zum Leichtmatrosen verheuert habe. Er hätte aber gehofft, daß dieser sich leichter einarbeiten werde und deshalb eines neuen Vollmatrosen an Stelle des desertierten Manfen entraten zu können geglaubt, worin er sich allerdings nachher sehr getäuscht habe. Seiner Ueberzeugung nach habe es Zempisch doch an dem gehörigen Eifer fehlen lassen, sonst hätte er mehr leisten können. Derselbe werde wohl auf eine Heuerzulage gerechnet haben, welche ihm aber nicht bewilligt worden sei.

Als Ergebnis der Verhandlung wird nun dem Matrosen Zempisch vom Seemannsamt die Bescheinigung ausgestellt, daß er den an ihn gestellten dienstlichen Anforderungen an Bord des Schiffes „Proserpina“ nur deshalb nicht habe genügen können, weil Verrichtungen von ihm verlangt wurden, die über das Maß seiner Fähigkeiten hinausgegangen seien. Ein Vorwurf könne ihm daraus nicht gemacht werden, da er sich als Leichtmatrose verheuert habe, und daher treffe das Zeugnis des Kapitäns Arhus nicht zu.

Um eine ernstere Angelegenheit handelt es sich bei der nächsten Partei. Es treten sechs Schiffsteute des Schiffes „Gms“ und der Kapitän dieses Schiffes ein. Die Schiffsteute wollen Beschwerde erheben über die Seeuntüchtigkeit des Schiffes „Gms“. Der Vorgesetzte läßt daher die Erschienenen bis auf den Bootsmann Steendrup einstweilen abtreten und fordert nun diesen zu einer wahrheitsgemäßen Aussage auf. Nach der Mitteilung seiner Personalien erklärt der Bootsmann, daß das Schiff auf der Reise von St. Petersburg nach London begriffen sei. „Schon beim Ausgehen aus Kronstadt“, fährt er dann fort, „bemerkte ich, daß das Schiff sich in einem schlechten Zustand befand. Wir waren genötigt, täglich zu pumpen, mitunter eine halbe, dann auch wieder eine ganze Stunde. Wenn gepült wurde, fand sich jedesmal anderthalb bis zwei Fuß Wasser im Schiff. Infolge schlechten Wetters, und weil das Schiff noch mehr leckte, ließen wir in Uraas vor Riga ein, wo der Kapitän einen Dampfer annahm, der uns nach Riga schleppete. Dort wurde das Leck aufgesucht und das Schiff dicht gemacht. Nichtsdestoweniger leckte das Schiff, als wir die Reise nach Königsberg fortsetzten, abermals, so daß wir täglich bis zu einer halben Stunde pumpen mußten. Als wir in Königsberg einliefen, war das Leck noch schlimmer geworden, so daß es auch dem Votzen auffiel. Hier wurde zwar das Schiff von neuem dicht gemacht, allein bald war das Leck wieder da, so daß wir bis hierher täglich eine Stunde und mehr pumpen mußten. Ich wünsche daher, wenn ich verpflichtet bin, von hier mit dem Schiff wieder auszugehen, daß zuvor eine genaue Untersuchung vorgenommen wird, sonst trete ich die Fahrt nicht wieder an.“

Mit diesen Aussagen des Bootsmanns stimmen auch die Erklärungen der übrigen Schiffsteute, die einzeln vorgerufen werden, im wesentlichen überein. Es wird nun der Kapitän Gustav Schwarz zu einer Entgegnung aufgefordert. Derselbe führt aus: „Es ist richtig, daß das Schiff in Kronstadt, nachdem die Ladung genommen war, etwas Wasser machte und daß

die Mannschaft tüchtig pumpen mußte. Nachdem ungefähr eine Viertelstunde gepumpt worden war, war das Schiff stets leer. Um das Schiff dicht zu bekommen, wurde es neu gefüttert, das heißt es wurden Sägespäne und Torfmüll auf dem Boden ausgebreitet, was häufig geschieht, um den besagten Zweck zu erreichen. Infolgedessen machte das Schiff anfänglich gar kein Wasser mehr. Später trat schlechtes Wetter ein, so daß das Schiff stärker arbeitete und wieder zu lecken anfing. Wir waren daher genötigt, in Uraas anzulaufen, von wo ich das Schiff nach Riga schleppen ließ. In Riga wurde das Schiff ganz und gar kalfatert und mit neuen eisernen Bolzen versehen. Von da erwies sich das Schiff fast dicht; es brauchte täglich nur einige Minuten gepumpt zu werden. Nach dem Eintritt eines heftigen Sturmes hat es allerdings wieder mehr Wasser gemacht, so daß wir Königsberg anliefen, wo ich die schlechten Stellen auffuchen und von dem Zimmermann mit Segeltuch und Zink benageln ließ. Daß der Votze sich über die Seefähigkeit des Schiffes bedenklich geäußert hat, ist mir nicht bekannt. Von Königsberg bis hierher war das Schiff zuerst dicht, später machte es wieder Wasser, doch ist das Leck nicht bedeutend, und ich halte darum das Schiff in seinem jetzigen Zustand für seetüchtig.“

Nach dem bisherigen Ergebnis des Verhörs sieht sich das Seemannsamt genötigt, eine sofortige Untersuchung des Schiffes „Gms“ auf seine Seetüchtigkeit vornehmen zu lassen, und es beauftragt mit dieser Aufgabe den gerade anwesenden Votzenkommandeur Franzen, der auch das Amt eines beeidigten Schiffsbefähigten bekleidet. Bis dieser seinen Bericht erstattet, läßt der Vorgesetzte den Kapitän mit der Mannschaft wieder abtreten und geht einstweilen zur Verhandlung des nächsten Gegenstandes über.

Er betrifft die unerlaubte Zulassung einer fremden Person an Bord eines Schiffes. Aus diesem Grunde ist der Kapitän des Dampfers „Deutschland“ mit dem Zahlmeister Bening, dem ersten Offizier Wiegand, dem zweiten Maschinisten Heine erschienen, um gegen den Küchenmann August Schreiner, der die fremde Person eigenmächtig zugelassen haben soll, Strafantrag zu stellen. Der Beschuldigte hat sich ebenfalls vor dem Seemannsamt eingefunden.

Der Kapitän Ludwig erhält zur Stellung seines Antrags zunächst das Wort. Derselbe erklärt: „Laut geschehener Anzeige vom 15. vorigen Monats wurde kurz vor der Abfahrt des Dampfers „Deutschland“ von New York ein der Passagierschmuggerei verdächtiger Mann in der Küche beim Kartoffelschälen vom Zahlmeister Bening betreten. Um sein Passagierbillet befragt, gestand der Mann zu, kein solches zu haben, und antwortete auf die Frage, wer ihn hier aufgenommen habe, daß er schon einige Tage für den Küchenmann Schreiner Kartoffeln geschält habe und selbiger ihm gesagt, wenn das Schiff in Fahrt sei, so wollten sie bei dem ersten Offizier anfragen, ob er nicht mitfahren könne, wenn er dafür arbeite. Der unbekannte Mann wurde sodann vom Zahlmeister Bening eingeschlossen und dieses dem ersten Offizier angezeigt, der den Mann hat von Bord bringen lassen. In Gemäßheit des Paragraphen 84 der Seemannsordnung beantrage ich, wegen eigenmächtiger Zulassung fremder Personen an Bord die Bestrafung des Küchenmanns Schreiner zu veranlassen.“

Vom Vorgesetzten aufgerufen, erwidert hierauf der angeklagte Küchenmann Schreiner: „Es ist richtig, daß der vom Zahlmeister in dem Küchenraum angetroffene fremde Mann mir beim Kartoffelschälen behilflich gewesen ist und zwar zweimal, den Tag vor der Abfahrt und am Tage der Abfahrt. Als derselbe das erste Mal an Bord und zu mir in den Küchenraum kam, teilte er mir mit, daß er seit mehreren Tagen nichts gegessen habe, und da er um etwas Essen bat, so gab ich ihm von dem Essen, das dazu bestimmt war, über Bord geworfen zu werden. Er teilte mir dann ferner mit, daß, nachdem er dem zweiten Maschinisten seine Dienste angeboten habe, dieser ihn auf den folgenden Tag wieder herbestellt habe. Da er mir dann erzählte, daß er ganz ohne Beschäftigung sei, so hatte ich nichts dagegen, daß er mir beim Kartoffelschälen behilflich war. Nachdem das geschehen, entfernte er sich von Bord. Den folgenden Tag kam der Fremde wieder, und ich hörte von ihm, daß er soeben beim zweiten Maschinisten gewesen sei, dieser ihm aber erklärt habe, daß er nicht mitkommen könne. Er erbot sich dann wieder, mir zu helfen, und ich ließ ihn, wie am Tage vorher, Kartoffeln schälen, bemerkte ihm aber, daß er bis Mittag das Schiff verlassen müßte, da bald nachher das Schiff in See gehen würde. Auch bemerkte ich ihm, daß er sich ja an den ersten Offizier wenden könne, damit ihn dieser für die Rückfahrt anstelle. Ob er das gethan hat, weiß ich nicht. Als es Mittag war, gab ich ihm Essen, und als ich den Küchenraum verließ, ging auch der Fremde hinaus. Geschlossen habe ich den Küchenraum nicht, da dies bei Tage nicht geschieht. Ich ging nach meiner Koje. Kurz nachdem kam der erste Offizier in meine Koje und sagte mir:

„Sie haben einen Mann in dem Küchenraum, den Sie mitnehmen wollen.“ Ich erwiderte ihm, daß ich nichts davon wisse. Er forderte mich auf, mitzugehen. Als wir in den Küchenraum hineinsahen, war niemand darin. Ich ging dann wieder an meine Arbeit. Ich muß entschieden bestreiten, daß ich mich in der Weise gegen den Fremden geäußert habe, wie die Anklage sagt. Auch habe ich ihn nicht an Bord zugelassen, sondern ihn nur beim Kartoffelschälen helfen lassen, als er sich dazu erbötet hat.“

Jetzt macht der Zahlmeister Bening seine Aussage: „Als ich den Fremden in dem Küchenraum antraf“, berichtet er, „war derselbe darin allein. Es war dieses gegen zwölf und ein Uhr mittags; gegen drei Uhr ging das Schiff in See. Auf Befragen gab der Fremde an, daß er schon seit einigen Tagen in dem Küchenraum geholfen hätte, und erklärte, der Küchenmann Schreiner habe ihm gesagt, sobald das Schiff in See wäre, wollten sie zum ersten Offizier gehen und ihn erluchen, daß er als Ueberarbeiter mitgenommen würde. Der Fremde ist meines Wissens nicht dem Schreiner gegenübergestellt worden.“

Nun wird der erste Offizier Wiegand zu seiner Aussage aufgefordert. Derselbe bemerkt: „Kurz vor Abgang des Schiffes meldete mir der Zahlmeister Bening, daß er in dem Küchenraum einen fremden Mann angetroffen und ihn vorläufig in das Badezimmer eingeschlossen habe. Ich ging dorthin und fand den Mann eingeschlossen vor. Ohne mich weiter mit ihm in ein Gespräch einzulassen, forderte ich ihn auf, das Schiff sofort zu verlassen, und er kam auch meiner Weisung sogleich nach. Dem wachhabenden Steuerer gab ich Befehl, den Mann nicht wieder an Bord zu lassen. Ich kann nicht sagen, ob der Fremde aus eigenem Antrieb an Bord gekommen ist oder ob der Angeklagte ihn zum Anbordkommen aufgefordert hat.“

Endlich bekundet noch der zweite Maschinist Heine folgendes: „Ich weiß nicht, ob der in dem Küchenraum angetroffene fremde Mann einer von denen ist, deren so viele in New York bei mir an Bord gewesen sind, um sich für die Passage überzuarbeiten. Würde er mir gegenübergestellt worden sein, so zweifle ich nicht, daß ich ihn wiedererkannt hätte, wenn es einer von denen war, die sich zur Ueberfahrt bei mir gemeldet haben.“

Auf Grund dieser Verhandlung faßt der Vorgesetzte des Seemannsamts sein Urteil dahin zusammen: „Nach der vorstehenden Verhandlung ist zwar erwiesen, daß der Angeklagte, Küchenmann August Schreiner, eine nicht zum Schiff gehörende Person zu verschiedenen Zeiten in denjenigen Teil der Küche, der zum Reinigen der Küchengeräte bestimmt ist, zugelassen hat, es ist jedoch nicht als erwiesen anzunehmen, daß Schreiner den Fremden an Bord eigenmächtig zugelassen hat, denn als dieser in dem Küchenraum von dem Angeklagten Aufnahme fand, war er bereits an Bord zugelassen. Er hatte sich nach seiner Aussage behufs Uebernahme von Schiffsdiensten an Bord begeben und dem zweiten Maschinisten seine Dienste angeboten. Der Küchenmann ist daher von der Beschuldigung der eigenmächtigen Zulassung einer fremden Person an Bord freizusprechen.“

Inzwischen ist der Votzenkommandeur Franzen von der Befichtigung des Schiffes „Gms“ zurückgekehrt und überreicht der Vorschrift gemäß das von ihm abgefaßte Befichtigungsattest. Daher ruft jetzt der Vorgesetzte, nachdem der Kapitän Ludwig mit seiner Begleitung und der Küchenmann Schreiner abgetreten sind, die Besatzung der „Gms“ von neuem auf und verliest das Attest. Dasselbe lautet: „Auf Grund der Befichtigung erkläre ich, daß das Schiff „Gms“ für eine Reise nach London seetüchtig sein wird, sobald die Binnenbordsbekleidung und die Quernähte außenbords kalfatert und auch die mit Plattlot beschlagenen Stellen außenbords nachgesehen und repariert sind.“ Im Anschluß an dieses Attest erkennt deshalb der Vorgesetzte: „Die vorgenommene Untersuchung zeigt, daß die Beschwerden der Mannschaft begründet sind. Demgemäß wird dem Kapitän Gustav Schwarz auferlegt, die als notwendig erachteten Reparaturen vor der Weiterreise nach London vornehmen zu lassen. Derselbe ist ferner gehalten, vor Fortsetzung der Reise dem Seemannsamt den Nachweis zu bringen, daß die vorgeschriebenen Arbeiten auch wirklich ausgeführt sind. Dagegen ist die Mannschaft verpflichtet, nach der Ausführung der Reparaturen den Dienst an Bord des Schiffes „Gms“ weiter zu leisten.“ Mit dieser Entscheidung erklären sich beide Parteien einverstanden und verlassen darauf das Seemannsamt.

Die Seemannsämter haben sich als eine außerordentlich zweckmäßige Einrichtung erwiesen. Wegen des vielfachen Ruhens, den sie stiften, sind denn auch den deutschen Konsulaten die Befugnisse der Seemannsämter übertragen worden, so daß bei ihnen die deutschen Seeleute im Ausland ihre Rechtsangelegenheiten in derselben einfachen und praktischen Weise erledigen können wie in der Heimat.



5. Ausladen Verwundeter aus den Krankenwagen auf dem Hauptverbandplatz.

Übungen einer Sanitäts-Compagnie in Friedenszeiten.

Mit sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen vom Hans Hildebrand in Stuttgart.

Alljährlich finden im Monat Juni beim XIII. Armee-corps Krankenträgerübungen des Friedens- und Beurlaubtenstandes statt. Die Krankenträger werden in Sanitäts-Compagnien eingeteilt, deren drei zu jedem mobilen Armee-corps gehören. Eine Sanitäts-Compagnie besteht aus: Kommandeur, Leutnant, erstem Stabsarzt, Stabs- und Assistenzärzten, Feld-

1. Anlegen eines Stützverbandes auf dem Schlachtfeld unter Leitung eines Sanitätsoffiziers.



apotheker, Zahlmeister, Feldwebel, Unteroffizieren, Gefreiten, Krankenträgern, Sanitätsmannschaften, Militärkrankenwärtern und Trainmannschaften.

An Material sind vorhanden:

Ein Lebensmittelwagen, zwei Sanitätswagen, zwei Packwagen, acht Krankenwagen, je mit zwei Pferden bespannt.

Zweck dieser Krankenträgerübungen ist, sich in Friedenszeiten tüchtige Leute aus den ver-

schiedenen Regimentern praktisch zu Krankenträgern heranzubilden.

Die Hauptaufgabe der Krankenträger besteht im Auffuchen der Verwundeten auf dem Schlachtfeld und in der ersten Hilfeleistung. Diese erste Hilfeleistung erstreckt sich auf das Anlegen von Aderpressen bei Schlagaderverletzungen, um die Verwundeten vor dem Verblutungstode zu schützen, ferner auf das Anlegen von Stützverbänden (Bild 1), bei Knochenbrüchen, um die Verwundeten transportfähig zu machen. Vom Schlachtfeld aus werden die Verwundeten auf Krankenträgern, die von vier Mann bedient sind, auf den Wagenhalteplatz getragen, der sich zwischen Gefechtslinie und Hauptverbandplatz in möglichst gedeckter Stellung befindet. Dort angelangt, werden die Verwundeten in die Krankenwagen verladen (Bild 2 und 3) und sodann nach dem Hauptverbandplatz gefahren. Auf dem Hauptverbandplatz werden die Verwundeten sorgfältig von den Krankenwagen wieder abgeladen (Bild 4) und vom ersten Stabsarzt der Sanitäts-Compagnie je nach Art der Verwundung auf die Operations- oder Verbandabteilung verteilt (Bild 5). Bild 6 führt uns die Besprechung



3. Verladen Verwundeter auf dem Wagenhalteplatz.

des ersten Stabsarztes der Sanitäts-Compagnie *) über Art der Verwundungen, erste Hilfeleistung und Anlegen der Verbände vor Augen.

Die Krankenträgerübungen, die sich meist auf eine Dauer von zwölf bis vierzehn Tagen erstrecken, finden in einer Besichtigung durch den Generalarzt des Armee-corps ihren Abschluß.

B.

*) Die Besprechung des ersten Stabsarztes findet auf dem Hauptverbandplatz statt, die erste Hilfeleistung und das Anlegen der Stützverbände schon auf dem Schlachtfeld.



2. Einbringen Verwundeter vom Schlachtfeld auf den Wagenhalteplatz.

Die Postreiterin von Cattaro.

Erzählung

von

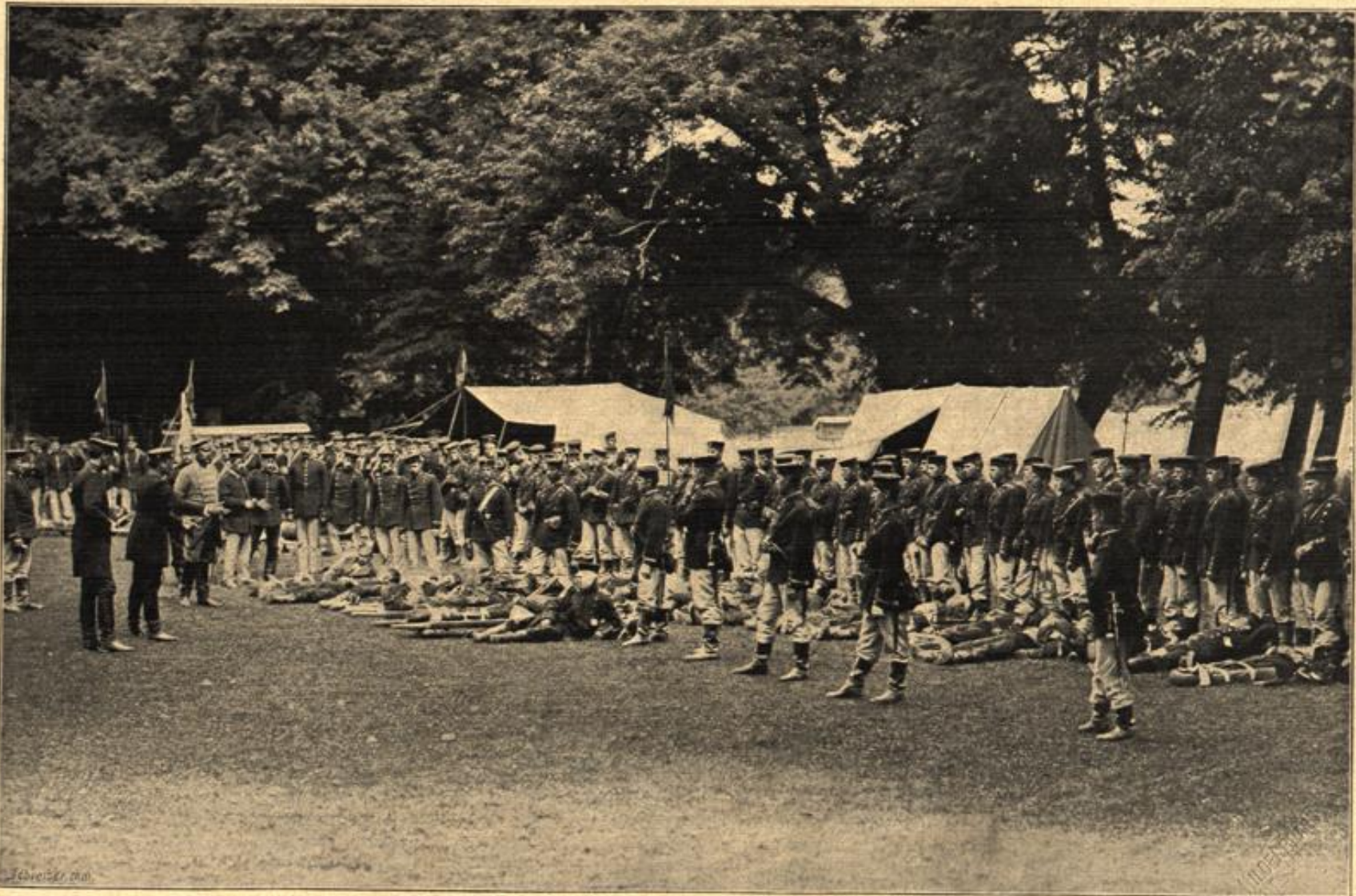
Rudolf Woner.

I.

Vor dem Thore Ragusas, an der Straße nach dem Hafen von Gravosa, hielt vor mehr als zwanzig Jahren ein verabschiedeter Feldwebel eine kleine Kneipe, „Zum Jägerwirt“, in der die Offiziere der Garnison mit Vorliebe verkehrten. Es gab da statt des schweren Meledawines, der in den beiden Gasthöfen verzapft wurde, frisches Bier, eine Regelsbahn stand zur Verfügung, und die Wirtin verstand ausgezeichnet zu kochen. Ihr Gulasch war in ganz Dalmatien berühmt, und bessere „Kostbrateln“ gab's auch in Wien nicht, wenn nämlich der Dampfer frisches Fleisch von Triest gebracht hatte. In der Regel mußten sich aber die Gäste mit dem landesüblichen Vord- und Schafffleisch begnügen, wenn sie des Geflügels und der Fische überdrüssig waren, weil der Dalmatiner sich von seinen mageren Ochsen und Kälbern ebenso ungern trennt wie etwa ein Hererohäuptling in Afrika.



4. Ankunft Verwundeter auf dem Hauptverbandplatz.



6. Besprechung des ersten Stabsarztes einer Sanitäts-Compagnie über Verletzung, erste Hilfeleistung und Notverbände der Verwundeten.

Übungen einer Sanitäts-Compagnie in Friedenszeiten.

An einem warmen Sommerabend des Jahres 1876 war der kleine Wirtsgarten wieder stark besucht. Am Nachmittag war das Triester Schiff mit frischem Proviant angekommen, und die Post hatte Briefe und Zeitungen gebracht, aus denen die Offiziere erfuhren, was in den nahen Nachbargebieten, wo die christlichen Herzegowiner und Bosnier gegen ihre türkischen Bedränger den Verzweiflungskampf führten, vorging. Schon in jener Zeit machte sich im österreichischen Offiziercorps eine Scheidung nach Nationalitäten bemerklich, die seither einen bedenklichen Grad angenommen hat, wenn ihre Existenz auch amtlich bestritten wird. Die Deutschen und Ungarn sympathisierten offen mit den Türken, die Offiziere slawischen Stammes mit den Aufständischen. Es kam vielfach zu unerquicklichen Auseinandersetzungen und schließlich zu dem stillschweigenden Uebereinkommen, daß die Offiziere sich nach Nationalitäten sonderten und der Slawe an einem Tische sich nicht niederließ, wo Deutsche oder Ungarn saßen.

So hatte sich auch an diesem Abend eine kleine Gruppe abseits von den übrigen Gästen einen Tisch in die Mauerlücke dicht am Meere stellen lassen, von wo man eine prächtige Aussicht hatte auf die Insel Lacroma, die von einer kleinen Schanze gekrönte Halbinsel Sapad zur Rechten und die weite Bucht, von deren Süden die weißen Häuser von Ragusa vecchia aus duftiger Ferne herübergrüßten. Es waren der Major eines steirischen Jägerbataillons, drei Hauptleute in der gleichen praktischen und kleidsamen Uniform und zwei Herren in bürgerlicher Kleidung, denen man auf den ersten Blick ansah, daß auch sie des Kaisers Rock jahrelang getragen hatten, ein ungarischer Graf und ein Reichsdeutscher.

Das Gespräch der Herren drehte sich, wie natürlich, um die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatz. Die Zeitungen hatten von einer schweren Niederlage berichtet, welche die Aufständischen erlitten hatten, und der Major gab seiner Befriedigung darüber unverhohlen Ausdruck:

„Wenn die Türken nur das ganze Gefindel mit Stumpf und Stiel ausrotten würden und die montenegrinischen Hammeldiebe dazu; vorher giebt's hier unten doch keine Ruhe.“

„Nun,“ meinte einer der Hauptleute, der vor kurzem erst von Bregenz nach Ragusa versetzt worden war, „die Türken sind die besten Brüder auch nicht. Wäre ihre Verwaltung nicht so bodenlos verlottert, wer weiß, ob nicht dann auch jenseits der Grenze friedliche Zustände herrschen würden.“

„Da haben Sie nicht unrecht, Herr Kamerad; deshalb brauchten aber die sogenannten Christen durch ihre scheußliche Kriegsführung doch nicht den Christenamen zu schänden. Haben etwa diese Bekenner der Religion der Liebe diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle Ursache, sich über unsere Regierung zu beklagen? Sucht diese nicht durch alle möglichen Mittel den Wohlstand der Bevölkerung zu heben und sie aus dem Barbarentum emporzuführen? Und wie wurden ihre Bemühungen gelohnt? Als die allgemeine Wehrpflicht wie in den übrigen Provinzen eingeführt werden sollte, griff Süddalmatien zur Puschta und rebellierte. Die Popen voran, und dies ist das Bezeichnende an der Geschichte, verübten sie an den in ihre Hände gefallenen kaiserlichen Soldaten, auch an den verwundeten, unerhörte Scheußlichkeiten. Ich hatte einen lieben Freund, Hauptmann W., der schwer bleiiert in Gefangenschaft geriet. Mit dem haben die Schurken „Fuchsprallen“ gespielt, indem sie ihn mit dem Handbuchar auffingen, bis er als zerfetzter Leichnam vor ihnen lag. Auf dem Friedhofe von Budua liegt der totpflege Kumpf begraben. Daß Oesterreich damals zu dem Frieden von Knezlac sich verstand, war eine unverzeihliche Schwäche und kann durch nichts gerechtfertigt werden, auch nicht durch die Beforgnis vor einem allgemeinen südslawischen Aufstand. Die Rachgierigkeit gegenüber den Rebellen hat es verschuldet, daß den Bocchesen und Montenegrinern der Ramm ungeheuer geschwollen, der Respekt vor Oesterreich geschwunden ist, und Sie werden es erleben, meine Herren, daß es bei uns in kurzer Zeit nochmals zum Krachen kommt. Auf diesen Tag der Wiedervergeltung warte ich mit Sehnsucht, sonst hätte ich längst meinen Abschied genommen.“

„So unsympathisch mir die Slawen im allgemeinen und die arbeitscheuen Herzegowiner nebst ihren Nachbarn im besonderen sind,“ wandte nun der Ungar ein, „so vermag ich doch nicht zuzugestehen, daß es unter ihnen nicht rühmliche Ausnahmen giebt und in manchem ein Kern steckt, der zu den besten Hoffnungen berechtigt. Sie wissen, meine Herren, ich stand ehemals selbst da unten in Garnison und habe vor sieben Jahren die unglückliche Episode, die der Herr Major eben erwähnte, mitgemacht, darf mir also wohl ein Urteil über die Leute erlauben. Weiter aber möchte ich darauf hinweisen, daß Oesterreich-Ungarn in den sechzig oder siebenzig Jahren, seitdem der Doppeladler im Lande herrscht, doch im ganzen recht wenig für

Dalmatien gethan hat. Die Provinz lieferte Soldaten und Matrosen und zahlte Steuern; von einer Gegenleistung des Staates war jedoch, wenigstens bis vor einigen Jahren, nicht viel die Rede. Vergessen wir nicht den glorreichen Sieg bei Lissa, der nächst der genialen Führung mit in erster Linie der hingebenden Tapferkeit und Treue dalmatischer Seeleute zu verdanken ist.“

„Mein lieber Graf, was Sie soeben berührten, will ich durchaus nicht in Abrede stellen. Allein die Schiffsbesatzungen sochten doch nur, weil ihnen ein anderer Ausweg überhaupt nicht übrig blieb und unsre Serben und Kroaten von alters her die Italiener fast ebenso hassen wie die Deutschen. Von der Treue der Südslawen dem Hause Habsburg gegenüber habe ich eine eigne Meinung gewonnen, und ich kann nur wünschen, sie in schwieriger Lage nicht auf die Probe gestellt zu sehen. Das Wort Slawe ist nicht ohne Ursache gleicher Wurzel wie Sklave, daher eine scharfe Zucht und rücksichtslose Strenge allein am Platze, weil jede Nachsicht als Schwäche angesehen würde.“

Der leidenschaftliche Mann hatte lauter gesprochen, als wohl in seiner Absicht lag. An den Rebentischen flüsternten die slawischen Herren miteinander, und vielleicht wäre es jezt zu einem unliebsamen Austritt gekommen, hätte nicht die Erscheinung einer neuen Persönlichkeit auf der Bildfläche dem Gespräch eine andre Wendung gegeben.

Es war eine alte Frau in der kleidsamen Landestracht. Auf dem Kopfe trug sie die rote Kappa mit wehendem, weißem Schleier, blütenweiß waren auch die Hemdärmel, sauber und von feinem Stoffe die Schürzen und die roten Spanten an den Füßen. Auf ihrer Brust aber glänzte die große goldene Tapferkeitsmedaille. Mit elastischem Schritt wandelte sie an den grühenden Offizieren vorbei auf den Tisch zu, an dem der Major mit seinen Freunden saß: „Dobre wertsche! Guten Abend!“ Der alte Offizier sprang auf und schüttelte der Greisin herzlich die Hand: „Grüß Gott, Zula! Das ist schön, daß du auch wieder mal kommst, ich habe dich lange nicht gesehen. Nimm Platz hier. Bring einen Sliwowik, Lasar!“ Die Alte lachte vergnügt: „Gut geht's, Herr! Gesund bin ich, Geld hab' ich, und mein Sohn, der Mitro, ist jezt Korporal geworden und macht seiner Mutter Freude!“

„Na, da gratuliere ich, Zula, das freut mich.“ Der Major erhob sein Glas und stieß mit der Frau und der Tafelrunde an: „Er soll leben, der Dimitro. Goviva!“ Die Dalmatinerin hatte ihr Kaktiglas mit einem Zuge geleert, griff nun nach der nächsten Tabakdose und drehte sich ihre Zigarette mit einer Unbefangenheit, die bewies, daß sie sich in dem Kreise der Offiziere für vollkommen gleichberechtigt hielt. Nachdem sie an der Virginia des Majors Feuer genommen hatte, kam sie auf die Ursache ihres Erscheinens zu sprechen: „Ich war lang in Risano bei meiner Schwester und bin erst heute von dort mit der Barke heimgekommen. Da sagte man mir, daß ein Herr nach mir gefragt habe, und jezt bin ich da.“

„Nun, Zula, schau dir mal den Herrn an deiner Seite an.“

Sie wandte sich dem Deutschen zu: „Den Herrn kenn' ich nit,“ meinte sie darauf nach kurzer, scharfer Rüftung.

„Aber mich kennst du doch, nicht wahr, Mutter, oder hast du mich vergessen?“

Die alte Frau ließ die Zigarette fallen: „Heiliger Gott, Graf J., mein lieber Junge!“ Damit fiel sie dem vornehmen Kavalier um den Hals und küßte ihn herzlich auf Mund und Wangen.

Und nun ging's an ein Fragen nach dem Herrn Vater und der gnädigen Frau Mutter, nach Bruder und Schwester und wo der Graf herkäme, bis dieser seine alte Freundin aufforderte, mit ihm nach dem Hotel Boschetto zu gehen, wo er ihr einige mitgebrachte Kleinigkeiten übergeben wolle.

Als die beiden den Garten verlassen hatten, meinte der Major, er habe über die Dalmatiner doch etwas zu schroff geurteilt, wie die alte Zula beweise, und erzählte dann den Kameraden die Geschichte von der Postreiterin von Cattaro: Als vor nunmehr sieben Jahren in der Krivoschie Unruhen ausbrachen, ließ der in Cattaro befehligende Oberst, dem der blutjunge Leutnant Graf J. als Ordonnanzoffizier zugeteilt war, dem in Budua stehenden Bataillon den Befehl zugehen, sich mit dem Truppencorps in Nattaro zu vereinigen. In dem Landstrich südlich dieser Stadt, der Maina, war damals alles ruhig, und ein Uebergreifen der Empörung auf diese Gegend wurde gar nicht befürchtet. Auf dem Markte war zwar von Landeuten erzählt worden, es seien auch hier Bewaffnete und darunter einige Montenegriner gesehen worden, aber Bestimmtes war nicht zu erfahren, und man schenkte den Redereien daher keinen Glauben. Da brachte ein griechischer Händler, der von Cetinje zurückkam, die sichere Nachricht, daß Sendlinge der

Aufständischen auch die Dörfer in der Maina mit Erfolg bearbeitet und mehrere Scharen Montenegriner die Grenze überschritten hätten. Die ganze Streitmacht sei nahezu tausend Mann stark und liege in den Schluchten an der Straße nach Budua im Hinterhalt, um das nach Cattaro marschierende Bataillon zu überfallen und nach dessen Vernichtung Budua zu erstürmen und zu plündern. Durch Verrat eines Schreibers hätten die Führer der Rebellen von dem befohlenen Truppenmarsch erfahren.

Die Lage war schrecklich. Der Oberst hatte alle verfügbaren Truppen nach Risano geschickt und nur die nötige Mannschaft zur Besetzung der Wachen in Cattaro zurückbehalten. Am nächsten Morgen mußte das Bataillon in Budua seinen Marsch antreten, und wenn es in den Pässen überfallen wurde, war seine Vernichtung so gut wie sicher. Der Abmarsch mußte also unter allen Umständen rückgängig gemacht werden. Doch wie die Nachricht nach Budua bringen? Auf dem Seewege wäre es wohl möglich gewesen, zum Unglück lag aber im Hafen gerade kein Dampfer, und gegen den starken Sirokko konnte eine Barke nicht auskommen, in jedem Falle wäre sie zu spät gekommen. Während Oberst W. ruhelos im Zimmer auf und ab schritt und mit seinem Generalstabler die Möglichkeit erwog, einen Reitertrupp den verzweifeltsten Versuch machen zu lassen, sich um jeden Preis nach Budua durchzuschlagen, sah der junge Adjutant die alte Zula, die als Postreiterin in kaiserlichen Diensten stand, am Hause vorüberschreiten, und wie der Blitz durchzuckte ihn der Gedanke, daß sie vielleicht Rettung bringen könne. Er kannte sie als unerschütterlich laifertreu, furchtlos und verschwiegen, und reiten konnte sie wie ein Husar. Er wußte auch, daß die Südslawen und insbesondere die Bocchesen und Montenegriner trotz ihrer Rauheigkeit vor den Frauen großen Respekt hegten und ihnen ohne besonderen Grund nicht leicht etwas in den Weg legen. Wenn also der Kommandierende sich bestimmen ließ, der alten Zula die Befehle für den Garnisonältesten in Budua anzuvertrauen, so war wenigstens ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, daß sie durchkommen werde. Zeit war nicht viel zu verlieren, und so trat denn der Leutnant in dienstlicher Haltung auf seinen Vorgesetzten zu.

„Nun?“

„Herr Oberst verzeihen, ich glaube, die alte Postreiterin Zula von Ragusa, die eben über den Platz ging, könnte vielleicht den Ritt nach Budua wagen.“

„Den Gedanken hat Ihnen ein guter Geist eingegeben. Jedenfalls können wir es auf einen Versuch ankommen lassen. Mißlingt er, ist nicht viel verloren; gelingt er, um so besser. Es fragt sich nur, ob sie das Wagemuth übernehmen will. Was meinen Sie, Major A.“

„Ich kann nur zustimmen. Unfre Lage ist so schwierig, daß wir eine Wahl überhaupt nicht haben. Der direkte Weg ist jedenfalls von den Aufständischen besetzt, der Seeweg mangels eines Dampfers verschlossen, und unsern Spionen traue ich nicht.“

„Gut also, Graf J. Sie kennen die Frau, unterhandeln Sie mit ihr, ich lasse Ihnen vollkommen freie Hand. Wenn sie Geld verlangt, bewilligen Sie ohne zu feilschen, was sie fordert; aber seien Sie vorsichtig, und lassen Sie sie über die Bedeutung des Rittes möglichst im unklaren. In einer Stunde erwarte ich Nachricht.“

Gemächlich schlenderte der junge Offizier dem Posthause zu, in dessen Thüre die Postreiterin verschwunden war. In der Vorhalle fand er sie mit einem Schaffner plaudernd: „Grüß Gott, Zula, was thust denn du hier in Cattaro?“

„Servus, Herr Graf! Ich habe acht Tage Urlaub und wollte mit der Barke nach Budua, zur Hochzeit meiner Schwestertochter, der Stanka. Der Sirokko ist uns aber über den Hals gekommen, und so sind wir in die Bocche eingelaufen und warten jezt hier, bis der Sturm vorbei ist. Schaffen S' was, Herr Graf?“

„Ja, du könntest wieder einen Brief an meinen Vetter in Metkovich mitnehmen und bei deinem nächsten Ritte abgeben. Ich wohne drüben im Albergo, komm nachher dort vorbei.“

„Gut, Herr Graf, werb' gleich kommen.“

Eine Viertelstunde später trat die Frau mit dem üblichen „Dobre wertsche“ in das Zimmer des Leutnants.

„Grüß Gott, Mutter, seß dich, hier nimm, Zigaretten und Sliwowik.“

Während die Alte zugriff, schritt der junge Offizier im Zimmer auf und ab, endlich blieb er vor ihr stehen: „Höre, Zula, du mußt heute noch nach Budua reiten.“

„Herr, das ist eine gefährliche Sache, die leicht mein Leben kosten kann, denn die Rebellen gegen des Kaisers Macht liegen wie Räuber auf der Straße. Muß es denn sein?“

„Zula, du mußt.“

„Rede offen mit mir, Herr; wenn es nicht anders

sein kann, will ich mich nicht weigern, denn ich bin in des Kaisers Dienst und muß thun, was du sagst.“
„So höre, Mutter! Du mußt bis morgen früh einen Befehl an Major S. in Budua überbringen, sonst giebt es ein großes Unglück, und viele brave Soldaten verlieren ihr Leben. Du allein kannst sie retten.“

Die Alte dachte nach, endlich nach langer Pause stimmte sie zu: „Wenn das ist, will ich den Ritt wagen; ich bin nur ein armes Weib und habe nur mein Leben, das gehört dem Kaiser. Aber zwecklos will ich mich auch nicht opfern, und zwecklos wäre es, wenn ich allein reiten wollte, denn viele Rebellen kennen die alte Jula, sie würden mich anhalten und zu ihrem Capitano ins Gebirge führen, und wenn sie mich am Ende auch freilassen, so komme ich doch zu spät nach Budua. Nein, Herr, allein reite ich nicht.“

„Ja, wer soll denn noch mit dir gehen?“

„Noch eine Frau oder ein Mädchen. Zu zwei kommen wir durch. Höre zu, was ich dir sage. Du weißt, meine Schwestertochter, die Stanka, heiratet den Mirko, den Sohn des reichen Jakubowitsch in Spizza. Sie ist hierher nach Cattaro gefahren, um noch Einkäufe für die Hochzeit zu machen, und reitet mit mir über Budua nach ihrem Heimatdorf Stefano zurück, weil der Hochzeitstag nahe ist und sie nicht warten kann, bis der Sirokko aufhört.“

„Aber die Stanka ist doch gar nicht hier!“

„Deshalb muß ein andres Mädchen sich für die Stanka ausgeben.“

„Ja, kennst du denn hier ein Mädchen, das mit dir reiten würde?“

„Ich kenne hier nicht viele Leute, und kenne auch kein Mädchen, aber das ist auch gar nicht nötig; du, Herr, wirst das Mädchen sein.“

Trotz des Ernstes der Lage lachte der junge Offizier gerade heraus: „Was fällt dir ein, Jula, mich wie einen Wurstel zu verkleiden.“

„Ecco, Herr, du bist klein und schlant wie ein Mädchen und hast keinen Bart und verstehst slawisch. Warum solltest du nicht für den Kaiser dein Leben wagen, thue ich es doch auch. Reitest du mit, so können wir es wagen, wenn aber du nicht willst, bleibe ich auch hier, also rede.“

„Ja, ist es dir denn wirklich ernst mit dem, was du sagst?“

„Herr, ich spaße nicht, denn wir kommen in große Gefahr, aber wir kommen sicher durch. Ich will dich so gut verkleiden, daß kein Rebellenauge in dir einen Offizier des Kaisers vermuten soll. Sag mir also, was du denkst, denn wir haben noch viele Vorbereitungen zu treffen.“

„Gut, ich willige ein, wenn der Oberst es erlaubt. Hier ist Geld, kaufe, was du brauchst, wenn du mich um drei Uhr dort vor dem Kaffeehause sitzen siehst. Ich gehe jetzt zum Oberst. Um acht Uhr abends erwarte ich dich hier. Tschau, Kamerad.“

Eine halbe Stunde später saß Graf J. zeitungslesend am Hafen, ab und zu einen Schluck Schwarzen nehmend und gleichmütig einigen halbwüchsigen Burschen zusehend, die sich mit dem Fangen von Sepien die Zeit vertrieben. Der Oberst hatte nur mit Widerstreben seine Zustimmung erteilt, dann auf ein winziges Stückchen Papier den nötigen Befehl an den Kommandanten in Budua geschrieben und den Generalstabler beauftragt, nach Eintritt der Dunkelheit zwei unansehnliche, aber tüchtige Klepper mit der landesüblichen Sattelung vor dem Thore bereit zu halten.

II.

Die Schatten der Nacht hatten sich über die stille Stadt herabgesenkt, als zwei Dalmatinerinnen eilends durch das Festungsthor auf dem Wege nach Budua hinausritten. Ein hoher Offizier hatte der Wache den Befehl überbracht, das Thor offen zu halten; die Mannschaften standen unter dem Gewehre, und einzelne Feldjäger waren zur Sicherheit in das Gelände vorgeschoben. Die eine der Dalmatinerinnen trug auf dem Rücken ein großes Bündel und war, soviel man bei dem düsteren Scheine der Laterne sehen konnte, ein häßliches altes Weib, die andre hatte ihren weißen Schleier über das Gesicht zusammengekommen, nur ihre langen Böpfe ließen auf ein Mädchen oder eine junge Frau schließen. Unmittelbar vor der Postenlinie waren an einem alten Maulbeerbaume zwei Pferde angebunden. Die alte Frau legte ihren Packen behutsam nieder, entnahm ihm Gewänder, Decken und kupfernes Geschirr und befestigte alles mit großer Geschicklichkeit an den Packsäcken. Dann schlangen sich beide auf die Pferde, die Soldaten marschierten zurück, das Festungsthor schloß sich, und die Abenteurerinnen waren ihrem Schicksal überlassen.

Auf den Höhen wirkte der Sirokko dicke Staubmassen von Süden her über die heißen Felsen. Am begrenzten Horizont im Osten vermochte das Licht der Gestirne nicht durchzudringen, nur im Westen leuchteten die Sterne flimmernd durch die schweigende Nacht. Eine Viertelstunde mochten die einsamen Reiterinnen

still auf ihrem Weg dahingezogen sein, als die alte Postreiterin ihr Pferd anhielt, gemächlich ihre Pfeife anzündete und nach einem langen Schlucke aus ihrer hölzernen Tschutra ihrer Begleiterin nochmals kurz Verhaltensmaßregeln gab: „Halte dich nicht so aufrecht, Stanka, und nimm den Schleier vor das Gesicht, wie es sich für eine Braut ziemt, vor allem rede nicht mit fremden Männern, denn du bist eine Tochter aus vornehmer Familie und, will's Gott, bald die Frau eines edlen Mannes.“

Beinahe hätte das Mädchen laut aufgelacht; es bezwang sich aber noch rechtzeitig und nahm schweigend den Zweig, den ihre Begleiterin, die eine kurze Lederpeitsche in der Hand trug, von einem Baum abgebrochen hatte. Dann setzten beide stumm den Ritt fort.

Etwa zwei Stunden lang mochten sie so dahingezogen sein, als links vom Wege die Hütten des Dorfes Dub aus dem Dunkel auftauchten. Nicht war in keinem Hause zu bemerken; dem Falkenauge der alten Jula aber entging nicht, daß hinter der Mauer aus lose übereinander geschichteten Feldsteinen am Straßensrande einige Köpfe erschienen, die nur wachhaltenden Vochesen angehören konnten. Vor dem Rauschen des Südwindes in den Bäumen hatten sie die Annäherung der Reiterinnen nicht eher bemerkt, als bis diese unmittelbar vor ihnen hielten. Die Postreiterin überließ sofort die Lage, lenkte ihren Gaul an die Mauer und fragte nach kurzem Gruße kaltblütig, ob dies der Weg nach Budua sei und wie lange sie noch bis dahin brauchten. Der Führer der Streifwache, ein schmausbärtiger Bursche, gab bereitwillig Auskunft, erkundigte sich aber doch, woher sie kämen und warum sie nicht lieber zu Schiff nach Budua fuhren. Er beruhigte sich aber, als er hörte, daß wegen des Sirokko die Fahrt nicht möglich gewesen und sie wegen einer bevorstehenden Hochzeit so rasch als möglich nach Hause mühten. Dem Manne schien die Antwort glaubhaft, er wollte nur noch wissen, was die Austriaki in Cattaro machten, schritt plaudernd neben dem Pferde her und bedankte sich schon, als Jula ihre Pfeife stopfte und ihm eine Handvoll Tabak abließ. Dann schlenderte er zu seinen Gefährten zurück.

Die alte Postreiterin lachte still vor sich hin, als sie ihr Pferd wieder in Trab setzte. Wenn die andern Rebellen sich ebenso leicht täuschen ließen, war das Wagnis lange nicht so gefährlich, als sie angenommen hatte. Indessen das Schwerste war noch zu überstehen. Um sich darauf vorzubereiten, holte sie wieder die geliebte Tschutra vor; auch ihre Begleiterin mußte sich stärken. Ohne einige warnende Lehren betreffs Haltung und Augenniederschlag ging es auch diesmal nicht ab.

Nach einstündigem Ritt zügelte Jula plötzlich ihr Pferd und horchte in die Nacht hinaus.

„Da drüben zwischen den Felsen liegen die Rebellen; hörst du die Hunde Gusla spielen?“

„Jetzt höre ich auch das Surren der Saiten, dort bei dem lichten Schein zwischen den Klippen muß das Lager sein, wo sie sich bei Hammelbraten und Sliwowitz gütlich thun.“

Still zogen sie weiter, nun stand die Entscheidung über ihr Schicksal unmittelbar bevor, denn die Straße war jedenfalls stark bewacht.

Der Oberst hatte als wahrscheinlich angenommen, daß die Brüde über einen kleinen Bach, dessen kalkiges Wasser der Bucht von Cattaro zusieß, von den Aufständischen besetzt sei, und hatte sich nicht getäuscht; denn gerade an dieser Stelle sprangen auf einen Pfiff plötzlich von beiden Seiten wohl zwanzig Bewaffnete auf die Straße, die vordersten fielen den Pferden in die Fügel, die übrigen umringten die Reiterinnen, an Flucht war nicht zu denken. Die alte Jula ließ sich jedoch nicht verblüffen. „Was,“ freisagte sie, „ihr wollt Junaks (Helben) sein und fallt wie türkische Hunde ehrbare Frauen auf der Landstraße an? Habt ihr das auf dem Schwarzen Berg (Montenegro) gelernt? Ist denn kein Falke von Riegnisch oder Cetinje hier, der euch lehren könnte, was Frauen gegenüber Sitte ist? Pfui über euch! Wo ist der Capitano, daß ich ihm ins Gesicht spucke, wenn er euch nicht in Zucht halten kann!“

Ein hochgewachsener Montenegriner, an dem weißen Rock kenntlich, trat eilends hinzu: „Was geht hier vor?“

Einer der Leute erklärte, sie hätten die beiden Frauen als verdächtig angehalten.

„Wer bist du?“

„Ich bin die Postreiterin Jula, und das ist meine Schwestertochter, die Stanka aus Stefano. Sie hält in drei Tagen Hochzeit mit dem Mirko, dem Sohne des reichen Jakubowitsch in Spizza. Wir waren zum Einkauf in Cattaro und wollten mit dem Vapore nach Budua zurück, aber die Austriaki haben alle Dampfschiffe für ihre Soldaten weggenommen, und wegen des Sturmes konnten wir mit der Barke nicht fahren. Darum reiten wir.“

„Warum aber in der Nacht?“

„Herr! wir bekamen erst am Abend die Erlaubnis. Bis morgen wollten wir nicht warten, weil die Austriaki uns vielleicht wieder zurückgehalten hätten. Wir waren froh, als wir Cattaro im Rücken hatten.“

„Sind dort gestern viele Soldaten angekommen?“

„Ja, ein großes Schiff voll und zwölf große Puschken auf Kähnen; aber sie sind fast alle wieder fort nach Risano.“ Das war richtig und sicherlich dem Montenegriner bekannt.

„Hast du Briefe an die Oesterreicher in Budua bei dir?“

„Was denkst du, Herr! Ich bin die kaiserliche Postreiterin von Ragusa nach Metkovich, aber nicht für Budua. Bei Christi Blut schwöre ich dir, daß ich nicht den geringsten Zettel oder mündlichen Auftrag habe. Von meiner Stanka hier aber wirst du nicht annehmen, daß sie am Tage vor ihrer Verheiratung mit einem andern Manne spricht als ihren Verwandten und dem Verlobten.“

„Die Frau spricht wahr,“ ergriff jetzt einer der Bewaffneten das Wort; „ich kenne die alte Jula und weiß auch, daß der junge Jakubowitsch in diesen Tagen heiratet; seine Verlobte kenne ich nicht.“

„Aber ich kenne sie,“ ließ sich nun eine Stimme hören. Gleichzeitig drängte sich ein junger Bursche durch den Kreis, um der Stanka ihren Schleier vom Gesicht zu ziehen. Das war nun allerdings nach slawischer Sitte gegen allen Anstand. Die Postreiterin erfaßte denn auch die Situation richtig, und ihr Pferd an die Seite ihrer Gefährtin lenkend, hieb sie mit ihrer Lederpeitsche mit aller Kraft nach dem Gesicht des frechen Burschen: „Was, du Hundsblut, willst eine Braut in Unehre bringen, die eine Schwestertochter der alten Jula ist? Und ihr, Männer! duldet dies? In der ganzen Primorje (Küstenland) will ich es ausschreien, was ihr für Junaks seid. Schürzen sollte man euch vorbinden und den Handschar wegnemen. Reite zu, Stanka, ich will doch sehen, ob diese Feiglinge es wagen, ehrbaren Frauen Gewalt anzuthun, wenn ein Woiwode vom Schwarzen Berg zugegen ist!“ Die Alte schrie wie verrückt, gab dem Pferde ihrer Begleiterin einen Hieb, daß es mit mächtigem Satz den Kreis der Umstehenden durchbrach, und ließ auch auf das eigne Tier die Peitsche niederfallen. Laut schimpfend trabte sie sodann der voraus-eilenden Gefährtin nach.

Der Montenegriner war zwar von der Harmlosigkeit der beiden Frauen nicht ganz überzeugt, aber die Landessitte wagte er doch nicht zu verletzen. Ueberdies war ihm bekannt, daß die Küstenbevölkerung sich bis jetzt dem Aufstand gegenüber unschlüssig verhielt und sie sich zweifellos tödlich beleidigt fühlen müßte, wenn Frauen ihres Stammes zu nahe getreten werde. Er befahl deshalb, die Reiterinnen unbelästigt ziehen zu lassen, und kehrte langsam zu seinem Lagerfeuer zurück.

Jula und Stanka trabten indessen erleichterten Herzens der nächsten Ortschaft Basdan zu. Von Südosten hörten sie neuerdings die brummenenden Guslasaiten, und verschiedene Feuerstellen in den Schluchten bewiesen, daß dort stärkere Abteilungen lagerten. Doch dies kümmerte sie wenig. Nachdem der montenegrinische Führer sie freigelassen, war von den weiteren Wacktposten nicht mehr viel zu befürchten. Dies zeigte sich auch bald, als sie auf einen Unterführer stießen, der mit seinem Trupp am Wege lag. Nach kurzem Gespräch ließ er sie ziehen, indem er ihnen stolz den Rat gab, den sechs Männern, auf die sie noch treffen würden, zu sagen, daß er, der Woiwode Peko, ihnen freien Durchzug verstattet habe.

Nun konnte es nicht mehr fehlen, es sollte aber anders kommen.

Der montenegrinische Bandenführer hatte zwar die Frauen ziehen lassen, aber doch Verdacht geschöpft, daß etwas mit diesem nächtlichen Ritt nicht in Ordnung sei. Die Aufrichtigkeit der Alten bezweifelte er nicht, ihr Schwur war zu feierlich gewesen. Aber die andre? War diese wirklich die Person, für welche die Postreiterin sie ausgegeben hatte? Gesprochen hatte sie keine Silbe, freilich, von einer Braut war das auch nicht zu erwarten. Sinnend ließ er sich am Feuer nieder und neben ihm der Alte, der die Jula von früher her kannte.

„Merkwürdig,“ meinte dieser nach einer Weile, „wie diese Stanka reiten kann. Die Mädchen an der Küste kommen doch so selten auf einen Pferderücken, daß...“

Der Woiwode unterbrach den Sprecher barsch: „Schweige! Ihr aber hört, was ich sage. Wer von euch hat in seiner Schar den Mann aus Stefano, der heute früh zu uns kam?“

„Ich, Herr! Er hat gestern sein Weib erstochen, weil sie ihn betrog. Der Mann hat recht gethan.“

„Hole ihn her.“

Eine Viertelstunde später erschien der Gerufene, demütig die Knie ziehend, vor dem Gewaltigen.

„Du warst gestern noch in Stefano?“



Der Familienschmuck. Nach dem Gemälde von W. v. Dyakowski.

Copyright 1885 by Photographische Anstalt, Berlin.

„Ja, Herr!“

„Kennst du die Stanka, die den Sohn des Jakubowitsch heiratet?“

„Ich kenne sie und sah das Mädchen gestern, als ich mein Boot höher auf den Strand zog, mit einer Nachbarin unter ihrer Hausthür sprechen. In zwei Tagen soll die Hochzeit sein.“

Die Täuschung war also offenbar. Der Montenegriener schäufte vor Zorn. Wenn in Cetinje bekannt wurde, daß er von einer Frau sich so leicht hatte hinter das Licht führen lassen, war sein Ruf als Kriegsmann für immer verloren; er mußte um jeden Preis die Flüchtlinge wieder in seine Gewalt bekommen. Glücklicherweise gab es noch ein Mittel, sie zu fassen, den Höhenruf.)

In der Herzegowina und in Montenegro hat sich nämlich infolge des unwegsamen Landes der Gebrauch herausgebildet, Nachrichten und Befehle von einer Bergspitze zur andern weiter zu geben. Mit Hilfe dieses Höhenrufes beschloß der Voivode, die Postreiterin und ihre Gefährtin festzunehmen zu lassen, wenn sie, wie er annahm, noch im Bereich seiner Vorposten war. Einige Minuten später erscholl denn auch von der nächsten Klippe der langgezogene Ruf: „Guuh!“ und darauf: „Anhalten, die Weiber anhalten!“ Gleich darauf wurde der Befehl von der nächsten Fels Spitze im Südwesten weiter gegeben, und immer schwächer werdend, verlor er sich in der Ferne.

Die beiden Abenteuerinnen hatten inzwischen ihren Ritt wohlgerichtet fortgesetzt und eine beträchtliche Strecke hinter sich, als sie auf den letzten Wachtposten der Vochesen trafen. Die Angabe, sie wollten mit Erlaubnis des Voivoden Peto und des montenegrinischen Kapitanos nach Budua reiten, begegnete keinem Zweifel; der Fortsetzung ihres Rittes wurde also nichts in den Weg gelegt. Mit der tröstlichen Gewißheit, nunmehr außerhalb der Gewalt ihrer Feinde zu sein und ihre gefährliche Sendung glücklich durchzuführen, zogen sie im gemächlichen Schritt weiter. Ein kleines Städtchen hatten sie so zurückgelegt, als die alte Jula ihr Pferd anhielt und lauschte. Sie hatte sich nicht getäuscht, klar und deutlich erscholl der Ruf durch die Nacht.

„Um Christi willen, jetzt gilt es, die Hunde sind hinter uns her. Wenn sie uns einholen, werden morgen unsere Köpfe auf Pfählen!“ und mit Stimme und Peitsche trieb sie die müden Tiere vorwärts. So rasch diese laufen konnten, ging's auf dem elenden, steinigen Weg dahin, hinten hörten sie die Galtrufe der Streifwache. Rauchend kletterten nun die Pferde eine steile Höhe hinan, von den Verfolgern war nichts zu bemerken, aber die erfahrene Postreiterin wußte, daß unermüdbare Läufer ihrer Spur folgten, und mit wilder Energie gebrauchte sie ihre Peitsche. Endlich war der Gipfel des Hügels erreicht, die Umrisse der Flüchtlinge zeichneten sich deutlich am dämmernden Himmel ab; wieder erscholl, diesmal vom Fuße der Anhöhe, der Ruf: „Stoi!“ der Verfolger, und ein halbes Duzend Kugeln pfiff dicht über den Köpfen der Reiterinnen weg. Stankas Pferd machte einen wilden Satz, dann raste es in tollem Laufe einige Minuten lang weiter, mit einem Male brach es zusammen, Stanka schoß über den Hals hinweg auf die felsige Straße und blieb bewußtlos liegen. Blut floß aus Mund und Ohren, Kappa nebst Schleier und Zöpfen lagen neben ihr.

Die alte Postreiterin sprang sofort aus dem Sattel, faßte die Ohnmächtige mit kräftiger Hand und setzte sie auf ihr Pferd, dann schwang sie sich behende nach und setzte eilends den Ritt fort. Von den Verfolgern hörte sie nichts mehr; sie hatten offenbar die Jagd eingestellt, als ihre Schüsse scheinbar wirkungslos geblieben waren.

Die Sonne stieg eben über die grauen Felsmassen Montenegros empor, als die Postreiterin, die immer noch bewußtlose Stanka im Arm, bei Lastua anlangte. Hier lag seit dem Abend eine Jägercompagnie, die der Major auf den vertraulichen Wink eines vorsichtigen Popen vorausgeschickt hatte, um durch Patrouillen und Ausfragen der Landleute herauszubekommen, ob in der Nähe tatsächlich ernste Unruhen ausgebrochen seien. Die ausgesandten Streifwachen hatten nichts Ungewöhnliches bemerkt und der Dorf Schulze und seine Bauern versichert, im Gebirge sei alles ruhig. Der Hauptmann begnügte sich daher, der Ordnung halber die Wächter der Compagnie unter einem Korporal als Wache ins erste Haus zu legen und einen Doppelposten am Dorfausgange aufzustellen. Der ließ die Postreiterin ungehindert passieren. Auf den Hufschlag trat der Hauptmann ans Fenster, und die Reiterin erkennend, rief er sie an: „Dobro jutro, Jula, wo kommst denn du her? Wen hast du denn da auf dem müden Gaul?“

Die Alte trieb ihr Pferd dicht an das Fenster:

„Es ist Graf J., komm heraus, Herr, hilf mir.“

Mit zwei Sähen war der Hauptmann vor der Thüre, nahm den ihm wohlbekannten Leutnant vom Pferde und legte ihn drinnen auf sein Bett. Hier schnitt die Postreiterin ein Stück aus dem Hemdärmel des daliegenden Offiziers und zog unter der Stiderei eine kleine Federpfeife hervor, die sie dem Hauptmann hinreichte: „Da drin ist ein Befehl vom Oberst in Cattaro. Viele Rebellen liegen an der Straße im Hinterhalt; sie haben des Grafen Pferd totgeschossen, und ich habe ihn mitgenommen.“

Während ein Leutnant mit dem Befehl sofort nach Budua geschickt wurde, reinigte Jula ihren Begleiter vom Blute und legte ihm kalte Kompressen auf wunde Haupt. Eine Stunde später untersuchte der Bataillonsarzt vorsichtig den Verletzten. „Da ist nicht viel zu machen, Alte“, meinte er dann, „fahre mit den Umschlagen fort, wenn es Gottes Wille ist, kommt er durch. Laß ihn aber ja ruhig liegen, sonst ist er verloren.“

Pünktlich folgte die Postreiterin der Weisung, bis der Major eintrat und sie leise über die Ergebnisse der Nacht befragte. Jula berichtete kurz, dann traten die Offiziere vor dem Hause zusammen. Der Major entschloß sich rasch: „Lassen Sie Ihre Compagnie sofort antreten, Herr Hauptmann. Zwei Züge legen das Gepäck ab und gehen mit zwei Geschützen der Gebirgsbatterie, die da hinten kommt, auf Rekognoscierung. Der Rest der Compagnie und der Batterie besetzt die Höhen dort rechts, um uns, wenn nötig, aufzunehmen. Marchieren Sie sofort ab.“

Die Alte hatte durch das offene Fenster alles vernommen. Kaum waren die Soldaten verschwunden, ließ sie den Dorfältesten herbeiholen und befahl ihm, sechs tüchtige Burschen zu rufen: „Da drin liegt ein kranker Offizier des Kaisers, den müßt ihr nach Budua tragen; jeder von euch bekommt dafür zwanzig Gulden.“

Das war für die armen Teufel ein wahres Vermögen, und freudig erklärten sie sich bereit. Behutsam trugen sie den Grafen mit der Bettstelle ins Freie, und langsam ging es dann der Stadt zu. Zum Schutze gegen die Sonne hatte die Postreiterin über einen eingepackten Baumast ein Tuch gebreitet; die Frauenkleider deckte der Mantel des Hauptmanns. In Budua pflegte sie ihren Schützling mit unermüdlicher Hingebung. Nach seiner völligen Wiederherstellung reiste sie mit ihm nach Ungarn. Den Postdienst gab sie auf, da eine reiche Pension von der Familie des Grafen ihr einen sorgenfreien Lebensabend sicherte. Unter den Magyaren fühlte sie sich aber trotzdem nicht wohl, sie kehrte daher bald nach Ragusa zurück. Auf Antrag des Obersten erhielt sie die goldene Tapferkeitsmedaille, die sie nun mit Stolz jahrein jahraus auf der Brust trägt.

Uebrigens hatte der Ritt noch ein Nachspiel, an das die Herren vom Schwarzen Berg noch heute denken.

Die Jäger hatten sich rasch in Marsch gesetzt; voraus zog ein Duzend Küstenmänner, die mit den Mainoten in Blutsfede lagen, also unbedingt zuverlässig waren und sich der Batterie in der Hoffnung angeschlossen hatten, bei dieser Gelegenheit mit hoher obrigkeitlicher Erlaubnis ihren Span zum Austrag bringen zu können. Sie haben sich, nebenbei gesagt, vorzüglich bewährt und verschiedentlich unbezahlbare Dienste geleistet. Nach etwa zweistündigem March, währenddessen die Kundschafter alle Felspalten und Schluchten untersuchten und mit erstaunlicher Gewandtheit die schroffsten Zinken erkletterten, trafen sie auf des Grafen totes Pferd, und hurtig fielen sie über die willkommenen Beute her. Die kupfernen Kessel und Pfannen, die Decken und das Weinzeug wurden schleunigst losgeschnitten und mitgenommen. Selbst der schwere Packattel und das Zaumzeug fanden ihren Liebhaber. Ein junger Bursche schnitt vergnügt die Münzen von den Zöpfen, dann steckte er die zerrissene Kappa mit dem wehenden Schleier an einen Stecken, und die sonderbare Trophäe schwingend, folgte er dem Trupp zur nächsten Höhe. Der vorderste der Späher hatte jetzt, vorsichtig von Stein zu Stein kriechend, den Kamm des Höhenzuges erreicht und lugte, hinter einem Busche liegend, in das flache Thal hinab, das sich vor ihm ausbreitete. Unten war nichts zu bemerken, nirgends eine lebende Seele. Auch drüben an den steil aus der Ebene aufsteigenden Felshängen entdeckte anfänglich selbst sein Falkenauge nichts Verdächtigtes, dann schien es ihm, als ob gegenüber die schwarze Mähe eines Montenegrieners hinter einem Grabbüschel auftauchte, und mit der Hand rückwärts winkend, rief er die Gefährten zu sich. Auch der Major schloß mit dem Fernglas vorsichtig sich den Kundschaftern an.

Nach kurzer Beobachtung war man einig, daß dort ein feindlicher Späher im Versteck liege; plötzlich sprangen alle auf, und auf ihr gellendes Geschrei, das der Strolcho hinübertrug, verschwand der Kopf zwischen dem Gestein.

Der Major ließ nun eilends die Geschütze von den Mantieren nehmen, und einige Minuten später zeigte ein Schuß den Aufständischen an, daß ihr Hinterhalt entdeckt sei. Schon die dritte Granate platzte genau auf der Stelle, wo der feindliche Posten verschwunden war. Das Feuer wurde nun eingestellt, die Jäger schwärmten hinter dem Höhenkamm aus, und alles wartete geduldig der kommenden Dinge. Eine Stunde mochte so vergangen sein, da brach aus der nächsten Schlucht ein dichter Haufe Bewaffneter hervor; gleich darauf wurde es auch in den andern Felspalten lebendig, und Schar auf Schar ergoß sich zum Angriff in die Ebene. Die Geschütze beschossen mit Erfolg die Massen, die sich nun rasch über das Feld zerstreuten und in breiter Front heranrückten. Noch fiel drüben kein Schuß, erst als die langen Flinten ihrer Todfeinde und einzelne Jägerbüchsen krachten, da und dort einer zusammenfiel, warfen sie sich in Erdlöcher und hinter Steine und erwiderten das Feuer. Nur die Montenegriener als tapfere, kampfgewohnte Männer schritten in ihren weißen Röcken unverzagt weiter, allen voran ein hochgewachsener Voivode als oberster Führer.

Die vordersten waren jetzt am Fuße des Hügels etwa vierhundert Schritt vor der Linie der Jäger angekommen, da ließ der Major die Geschütze zurückziehen und sandte sie eiligst nach Lastua zurück; denn rechts suchte eine starke Schar die Stellung zu umgehen, und von Stein zu Stein springend, sammelten sie sich unten zum Sturmangriff. Der Voivode hatte den Handschar gezogen, die reiche Goldstiderei seiner Weste funkelte in der Sonne, und um ihn scharten sich seine Landsleute. Auch die Mainoten stürmten nun, jede Deckung verschmähend, in dichter Linie vorwärts. Da schlug ihnen ein rasendes Feuer entgegen, einige Weißröcke fielen, und auch der tapfere Führer an der Spitze brach zusammen und blieb regungslos liegen. Die Masse stockte einen Augenblick, dann stürzte sie zurück; einige Angeschossene schleppten sich mühsam nach, der Angriff war glänzend abgeschlagen.

„So, jetzt ist's Zeit zum Abzug!“ rief der Major, und auf seinen Pfiff kroch die Linie der Jäger zurück und eilte im Dauerlauf Lastua zu. Einjam flatterten auf der Höhe Schleier und Zöpfe der Stanka.

Die wadere Jägerschar war längst außer Schußweite, als die Rebellen die verlassene Stellung erklommen und zur Verfolgung sich anschickten. Auch der Heerhaufe, der die kaiserliche Truppe umgehen wollte, hatte Halt gemacht, als die ersten Granaten von Lastua her bei ihm einschlugen. Vereint trat nun die Jägercompagnie mit der Batterie den Rückmarsch nach Budua an, die Thore wurden geschlossen und die Geschütze auf der alten Stadtmauer hinter leichter Steindeckung aufgestellt. Dann begann die Verrennung der Stadt, bis Verstärkungen eintrafen und die Kaiserlichen nach verlustreichen Kämpfen den Aufstand im Süden der Bocche niederschlugen. Im Norden nahm er erst durch den heillosen Frieden von Knezlac ein vorläufiges Ende; ich sage ausdrücklich vorläufig, denn daß mit blutiger Strenge der Troß der Vochesen noch gebrochen werden muß, wenn wir Dalmatien behaupten wollen, ist meine feste Ueberzeugung.

Am gescheitesten hat sich bei der Geschichte übrigens die alte Jula erwiesen, denn wenn sie den Grafen nicht beizeiten nach Budua in Sicherheit gebracht hätte, wäre er unfehlbar in die Hände der Montenegriener gefallen und verloren gewesen. Der alte Bursche, der die Postreiterin kannte, wurde später mit zerhauener Hüfte eingebracht und erzählte ihr ausführlich, was im Rebellenlager alles vorgegangen war. Nach mehrwöchigem Leiden ist er seiner Verwundung schließlich erlegen.

Schweigend hatte die Tafelrunde der lebendigen Erzählung des alten Kriegsmannes zugehört. Jetzt stieß er mit den Kameraden an: „Es giebt also auch unter den Slawen brave Seelen, eine solche ist die alte Jula! Sie soll drum leben, die Postreiterin von Cattaro!“

Der Familienschmuck.

(Bild S. 92 u. 93.)

Im fürstlichen Hause der Branisli ist der ungeheure Landbesitz der Vorfahren von Generation zu Generation zusammengekommen, aber ungeschmälert hat der herrliche Familienschmuck den Wechsel des Glücks überdauert. Fast an jedes Stück knüpft sich ein Kapitel der polnischen Geschichte, und das alte Sprichwort „Perlen bedeuten Thränen“ hat sich nur zu oft bewahrheitet. Aber wann hätten solche Erinnerungen den strahlenden Glanz eines Colliers zu trüben vermocht oder die Freude der glücklichen Besitzerin gemindert? Eben ist Gräfin Lodoiska daran, den bewundernden Freundinnen die Geschichte des Diamantenhalsbandes zu erzählen, das der tapfere Ahnherr Kasimir bei der Entsetzung Wiens als Siegesbeute aus dem Zelt Ahmed Paschas zugleich mit Fatime, der Lieblingsklavin des Türken, entführt hat, ein Meisterwerk persischer Goldschmiede, die mit geheimnisvollen türkischen Zeichen ihr Andenken daran verewigt haben.

*) Welch treffliche Dienste diese Einrichtung zu leisten vermag, beweist die Thatfache, daß die Führer der aufständischen Herzegominer im Lager von Nevesinje eine Stunde nach der Landung türkischer Truppen im Hofen von Riez genau über deren Stärke und Waffengattung unterrichtet waren. Die Entfernung beträgt in der Luftlinie über sechzig Kilometer.

Morgentloilette.

(Bild S. 84.)

Der fehhafte deutsche Reichsbürger hat häufig Gelegenheit, die Bevölkerung der schönen Bergthäler im Norden Ungarns in ihren wandernden Exemplaren kennen zu lernen, in den Kaffeehäusern und Waffelhändlern, und ihre Tracht aus silberähnlichem, ursprünglich weichen Wollstoff bringt keine besonders hohe Meinung über ihr Verhältnis zur Keiligkeit hervor. Daß man damit den guten Leuten vielleicht doch etwas unrecht thut, mag unser Bild beweisen. Das strahlende Gesicht, mit dem der ältere der beiden Slowakenknaben der Prozedur entgegenblickt, und die Gemütsruhe, die sich in der Haltung des jüngeren ausdrückt, sind jedenfalls von Waffelhäuten weit entfernt.

Die deutsche Expedition nach China.

(Bilder S. 81 u. 97.)

Nicht zum erstenmal in seinem Leben tritt der zum Oberbefehlshaber der verbündeten Truppen in China ernannte Graf Alfred Waldersee in den Mittelpunkt des allgemeinen Interesses; er war thatächlich der Nachfolger Moltkes und galt längere Zeit als der voraussichtliche Erbe Bismarcks; die ihm nunmehr gestellte weltgeschichtliche Aufgabe ist also durchaus seiner würdig.

Alfred Graf Waldersee ist am 8. April 1832 in Potsdam geboren. Den Feldzug des Jahres 1866 in Böhmen machte er als Generalstabschef des Großen Hauptquartiers mit. Als Major war er Militärattaché in Paris, in welcher Stellung er im Jahre 1870 zum Oberstleutnant vorrückte. Im deutsch-französischen Kriege war er gleichfalls dem Großen Hauptquartier



Phot. Koppmann Nachf., Weidenhausen.

Contre-Admiral Geißler.

Chef der 1. Panzerdivision in China.

zugeteilt; während des Feldzuges gegen die Loire-Armee fungierte er als Generalstabschef der Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg. Im Jahre 1876 wurde Waldersee Generalmajor, 1881 General-Quartiermeister im Großen Generalstab und 1882 Generalleutnant. Nach dem Rücktritt Moltkes (10. August 1888) wurde Graf Waldersee an dessen Stelle zum Chef des Großen Generalstabes und zum General der Kavallerie ernannt. Indes erfolgte bereits am 2. Februar 1891 seine Enthebung von diesem Posten und seine Ernennung zum kommandierenden General des IX. Armeekorps in Altona, in welcher Eigenschaft er 1895 zum Generaloberst der Kavallerie vorrückte. Am 28. März 1898 wurde Waldersee zum Generalfeldmarschall und zum General-Inspekteur der dritten Armee-Inspektion in Hannover ernannt und ist daher im Mobilisierungsfalle gleich den übrigen Armee-Inspektoren (Prinz Albrecht von Preußen, Prinz Georg von Sachsen, Prinz Leopold von Bayern und Großherzog Friedrich von Baden) zum Armeekommandanten in Aussicht genommen.

Graf Waldersee ist seit 14. April 1874 mit der Witwe des Fürsten Roer, Marie Elise, der Tochter des Rentiers David Lee in New York, vermählt.

Die Ausrüstung, die Generalfeldmarschall Graf von Waldersee und die übrigen höheren deutschen Offiziere nach China mitnehmen, ist ein Muster von praktischer Einrichtung und Bequemlichkeit. Sie ist aus Dutzenden der verschiedensten Gebrauchsgegenstände zusammengestellt; alle aber sind klug ausgedacht und so gearbeitet, daß sie im Handumdrehen zusammengepackt und gefaltet werden können und einen sehr geringen Raum einnehmen. Sie besteht aus einem geräumigen Zelt, einem eisernen Feldbett mit Gestell für das Moskitonez, einem großen Feldstuhl, der ebenfalls mit einem Moskitonez versehen werden kann, zusammenlegbarem Wäschegehirr, Kochutensilien, Laterne, Eß- und Trinkgeräten und so weiter. Sehr interessant ist ein kleiner Filtrierapparat in Taschensformat, den man überallhin mitnehmen kann und der in den Sümpfen Chinas sicherlich vorzügliche Dienste

leisten wird. Er ist aus Hartgummi hergestellt. Der Boden ist feierartig durchlöchert. In dem Apparat befindet sich ein auf künstlichem Wege hergestellter Stein, der in einen Saugapparat eingelassen ist. Man braucht also den Apparat nur in das Wasser zu senken und dann zu saugen, um stets bakterienfreies Wasser zu erhalten. Sehr praktisch sind auch die Wiedelgarnaschen aus einer Art Korkstoff, die sich in Südafrika sehr gut bewährt haben. Zum Schutze gegen die Moskito's dient ein Kopfnetz, das auf einem auf den Schultern ruhenden Gestell befestigt ist.

Der Befehlshaber der nach China gehenden Panzerdivision, Contre-Admiral Geißler, war bisher Inspekteur der Marine-Artillerie. Geboren am 20. Juni 1848 zu Ahlen in Westfalen, wurde er 1869 Leutnant zur See, 1883 Korvettenkapitän, 1890 Kapitän zur See und am 7. März 1899 Contre-Admiral.

Das vor uns abgebildete Linienfährt „Brandenburg“, das seit 1893 im Dienst steht, gehört zu den neuesten und stärksten Schlachtschiffen der deutschen Flotte. Seine Länge beträgt 108 Meter, seine Breite 20, sein Tiefgang 7½ Meter. Seine Gürtelpanzerung ist 150 bis 400 Millimeter stark; seine höchste Schnelligkeit 16 Seemeilen in der Stunde; sein Kohlenvorrat ist bei 10 Meilen für 4500 Meilen ausreichend. Die gewöhnliche Beladung von 568 Köpfen ist für die jetzige Ausfahrt auf 700 Köpfe vermehrt.

Die Beisehung König Humberts.

(Bild S. 85.)

Die Beisehung des rucklos ermordeten ritterlichen Königs Humbert von Italien fand am 9. August zu Rom statt. Der Trauerzug ging vom Bahnhof durch die Via nazionale über die Piazza Venezia zur Piazza termini, wo die von uns wiedergegebene photographische Aufnahme erfolgte; dann über den Corso Vittorio Emanuele zum Pantheon. Den ganzen Weg entlang waren Maßbäume aufgerichtet, die mit Palmen und Cypressen umgeben waren, von einem zum andern waren schwarze Tücher aufgehängt. Der Sarg ruhte auf einer Lafette, die sechs Pferde zogen; voraus ritt der General Avogadro di Quirino, Flügeladjutant des verewigten Königs, dessen Schwert in der Hand tragend; ihm voraus (auf unserm Bild nicht mehr sichtbar) führte ein Stallmeister das mit einer schwarzen Schabrade verhäulte Leichbrod des Königs. Unmittelbar nach dem Trauerwagen wurde auf einem Kissen die eiserne Krone getragen. An der Spitze des Trauergefolges schritt der nunmehrige König Viktor Emanuel III. mit dem Herzog von Aosta, dem Grafen von Turin und den andern italienischen und fremden Fürstlichkeiten.

Peter Flott.

Roman

von

Felix von Stenglin.

(Fortsetzung.)

Trotzdem Peter mit ziemlicher Geringschätzung auf die Bestrebungen der Malwine Krümelbier und ihrer Gefolgschaft hinsah, hielt er es doch für nützlich, Vene in die Sitzung zu begleiten. Es kam darauf an, sich Frau Hefserich günstig zu stimmen, damit sie nicht mehr wie bisher seinem Verkehr mit Vene allerhand Hindernisse in den Weg lege. Peter hatte auch einige Gedichte mitgebracht, um sie im Kreise der Freundinnen vorzutragen. Ihr Urteil zwar, das sagte er sich, konnte kaum einen Wert für ihn besitzen.

Für jede der vier Frauen hatte Peter einige passende Worte, dann wandte er sich an alle gemeinsam und sagte mit einem zuvorkommenden Rundblick: „Alle Kreise sind, wie ich sehe, hier vertreten. Die Literatur wird durch die verehrte Frau Präsidentin verkörpert.“

„Oho, Präsidentin!“ warf Frau Hefserich dazwischen.

„Mir scheint, daß dieser Ehrentitel unsrer lieben Freundin längst zukommt.“ bemerkte das Fräulein.

Die Dichterin machte eine ihr allumfassenden Verneigungen und nahm so gewissermaßen von der neuen Bezeichnung Besitz.

— und der Hofkreis,“ fuhr Peter fort, „hier durch das gnädige Fräulein.“

Fräulein von Segendorf neigte ihr Haupt, wie wenn der französische Gesandte zu ihr gesagt hätte: „vous êtes admirable, mon enfant.“

— Dort der ehrenfeste Bürgerstand, verkörpert durch die Witwe eines tüchtigen und thätigen Professionisten, Frau Karoline Pappler. — und hier das treue Beamtentum, gewissermaßen wiedergespiegelt in der Person der Frau Anna Hefserich, deren Gatte im Dienste des Königs gelebt und gewirkt hat.“

Frau Hefserich sagte über den Tisch hinüber zu Frau Krümelbier: „Der versteht's, nich wahr, Frau? So muß man reden können!“

Frau Krümelbier verteilte ihr breites Lachen zwischen Frau Hefserich und Peter und erwiderte: „Die feine Bildung verleugnet sich so leicht nicht!“

Man nahm nun wieder Platz, Peter saß neben dem „gnädigen Fräulein“ und Vene neben Frau Krümelbier.

Eine kleine Pause trat im Gespräch ein, und die Frauen beschäftigten sich in Gedanken mit dem jungen

Manne. Die Dichterin war ihm einstweilen wohlwollend gesonnen, kam aber noch nicht zum Schluß mit ihrem Urteil. Es hing davon ab, wie er sich in geistiger Hinsicht mit ihr verständigte, mit andern Worten, ob er sie als Dichterin genügend zu feiern bereit sein würde.

Fräulein von Segendorf war zwar durch das „gnädige Fräulein“ halb gewonnen, nahm sich aber vor, dem Herrn bei der nächsten Gelegenheit wegen seiner Gefinnung auf den Zahn zu fühlen und ihn eine freundlich ermahnende Rede kosten zu lassen. Die Pappler betrachtete den jungen Mann mit jenem Zucken der Mundwinkel, das bei ihr bezeichnend für günstige Stimmung war. Da saß er nun neben der Vene, er blond, sie braun, und ziemlich nah waren sie auch zusammengedrückt. Wie das hübsch ausfiel. Und den Mund hatte er auch auf dem rechten Fleck. So kritisch sie veranlagt war, die Pappler, ein Liebespaar, das zusammenpaßte, übte stets eine sehr anheimelnde Wirkung auf sie aus.

Weniger freundlich blickte Frau Hefserich auf das Paar. Wie sie sich da nebeneinander hingepflanzt hatten, als ob sie schon zusammen gehörten! Einstweilen hatte sie doch noch das erste Anrecht, und so leicht ließ sie sich das nicht entreißen!

Frau Krümelbier erhob sich, langsam und feierlich. Ihre Züge waren ernst. „Ehe ich mich erlaube,“ begann sie, „einige neue Dichtungen, die mich der Genius in den letzten acht Tagen eingab, vorzutragen, möchte ich einige Worte sagen.“ Frau Malwine Krümelbier verneigte sich wie eine Trapezkünstlerin, die sich eben aufs Trapez geschwungen hat und nun das Publikum nach der ersten Etappe ihrer Leistungen begrüßt. „Ich möchte die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen.“ — kleine Pause, um Zeit zu geben, die schöne Rede wendung zu bewundern — „ohne einen verehrten jüngeren Kollegen in diesem Kreise willkommen zu heißen. Wir befinden uns hier in einem Verein,“ — prüfender Rundblick, ob vielleicht jemand etwas gegen diese Thatsache einzumenden habe — „in einem Verein, wie es wohl, wir dürfen uns schmeicheln — (neidisches Wiegen des Hauptes) „nicht viele giebt. Eine Dichterin, nicht aus eitlem Laune, sondern unter unmittelbarer Einwirkung von oben veranlaßt, sich der Poesie zu widmen — wie ich dies in meinem gedruckten Hefte „Mein Traum von Poesie“ auszuspochen mich erlaubt habe, versammelt allwöchentlich nicht zu eifren Freudenfesten, sondern zu geistiger Gemeinschaft.“ — (in diesem Augenblick bedauerte Frau Krümelbier, das Kaffeegehirr nicht bereits hinweggeräumt zu haben) „eine Anzahl gleichgesinnter Frauen, liebevolle Freundinnen.“ (Verneigung vor den drei Mitgliedern des Vereins, Frau Karoline Pappler blickt starr, um nicht zu sagen, gelangweilt, vor sich hin, Frau Anna Hefserich verzieht gerührt ihr Gesicht, und nur Fräulein Julia von Segendorf besitzt so viel angeborenen Takt, die Verneigung der Dichterin zustimmend — wenn auch dem Augenblick entsprechend ernst — zu erwidern.) „Wir haben unsern Verein „Wehmut“ genannt. Weshalb haben wir dies gethan? Weil wir erkannt haben, daß es das schönste Vorrecht des gefitteten Menschen ist, das Dasein nicht mit eitlem und lauter Freude, sondern mit Wehmut zu genießen, und weil besonders die Poesie ihre herrlichen Schwingen entfaltet, wenn sie sich mit der Wehmut paart.“

Da die Pappler es sich in diesem Augenblick herausnahm, — wenn auch nicht ohne Vorhalten der Hand, so doch vernehmlich — zu gähnen, so hielt die Dichterin es wohl für das Beste, die einleitende Rede jetzt zu beschließen.

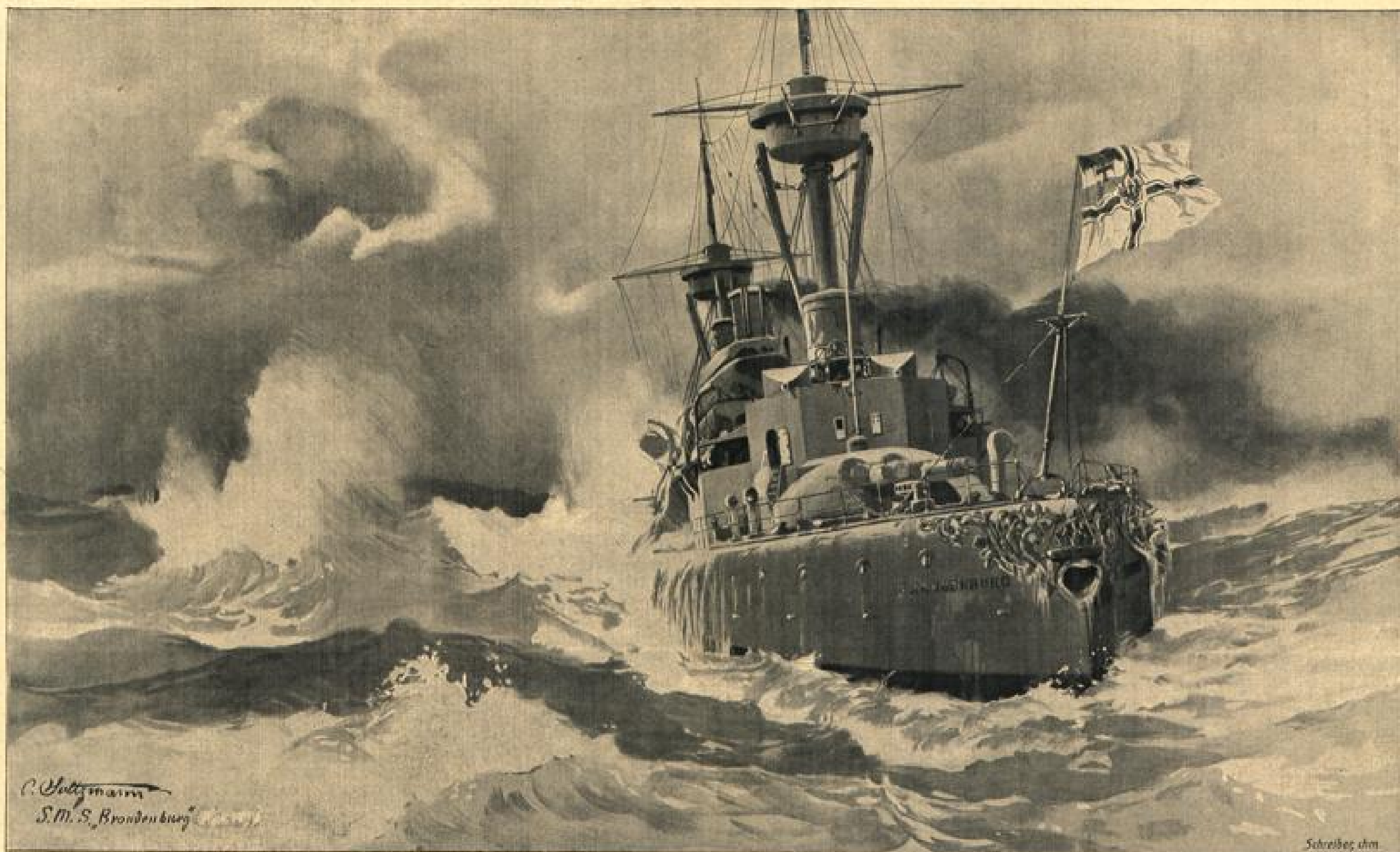
„Nun beginnt der zweite, der poetische Teil.“ Sie wandte sich zur Kommode und holte das dicke Heft.

„Hu, da haben Sie aber wieder viel jeditet!“ meinte die Hefserich, mit gewisser Beängstigung auf die Handschrift blickend.

Durch derartige Zwischenbemerkungen, welche die Dichterin von der Hefserich schon kannte, ließ sie sich grundsätzlich nicht mehr aus der Fassung bringen. Sie verbeugte sich jetzt nochmals vor der ganzen Gesellschaft und sprach sanft: „Einige Gedankenplitter und Gedichte, vorgetragen von — Malwine Krümelbier.“

Der Beifall setzte schon beim ersten Stücke ein, und Peter machte unwillkürlich mit. Im weiteren Verlaufe der Vorlesung wurde ihm erst klar, daß er eigentlich eine große Unwahrheit begehe, wenn er hier Beifall spende. Dennoch klatschte er nach jeder Darbietung immer wieder. Kam er sich unwahr vor, indem er dies that, so wäre er sich geradezu gemein vorgekommen, wenn er es nicht gethan hätte. Nur den Versuch, den fragwürdigen Genuß abzukürzen, machte er mehrmals, indem er am Schluß verschiedener Darbietungen in der Art seines Beifalls und seiner Bemerkungen auszudrücken versuchte, daß er die Vorlesung für beendet halte. Doch er wurde alsbald immer wieder belehrt, daß er sich geirrt habe. Frau Malwine Krümelbier selbst war es, die schließlich durch eine besonders tiefe Verneigung und ein alle





Panzerkriess „Brandenburg“ (gegenwärtig mit der 1. Division in den Hiesigen Gewässern). Originalzeichnung von Carl Salzmänn.

umfassendes, huldvoll erwartungsvolles Lächeln das Ende ihres Vortrages bekundete.

In der Freude darüber stürzte Peter auf sie zu und schüttelte ihr beide Hände. „Vielen Dank! Vielen Dank!“ sagte er. Und der Dank kam ihm ehrlich, denn er fühlte sich ungemein erleichtert. Der Beifall der übrigen war nicht laut, es war eben ein zu schweres Stück Arbeit gewesen; sie sagten: „Sehr schön!“, seufzten und nickten sich gegenseitig und der Dichterin zu.

Peter stand bei Frau Krümelbier und fühlte, daß er voreilig gewesen war, als er sich ihr so stürmisch genähert hatte. Denn er konnte sich nun nicht ohne einige Worte zurückziehen.

„Dichten Sie morgens oder abends?“ fragte er, um doch etwas zu sagen, und sah ihr dabei so recht herzlich in die Augen.

Frau Malwine erklärte, das sei verschieden, aber die besten Einfälle kämen ihr oft des Morgens, wenn sie noch im Bett liege. Sie nannte das „ihre Eingebungen bekommen“.

„Ich springe dann schnell heraus,“ sagte sie, „und ergreife Papier und Bleistift, die schon auf der Kommode bereit liegen, denn die Eingebung würde sonst verloren gehen.“

„Aber, das war doch schade!“ meinte Frau Heflerich. „Sie ähneln darin unserm Goethe,“ bemerkte Peter, „der auch oft zu verschiedenen Tageszeiten aus Pult sprang und schnell seine Gedanken niederschrieb, so daß sie manchmal kreuz und quer aufs Papier kamen.“

Mit dieser Bemerkung hatte er die Dichterin vollkommen für sich eingenommen, und sie nickte über den Tisch hinweg der Frau Heflerich freundschaftlich zu.

„Jetzt muß Herr Flott aber auch etwas vortragen!“ rief Vene mit ihrer hellen Stimme der Frau Malwine zu. „Ich weiß, daß er sich was in die Tasche gesteckt hat, da hinten in der Rocktasche steckt’s — nur immer heraus damit, Herr Flott! Ich — Sie werden sich doch nicht genieren?“

Der Vorschlag fand Zustimmung, und Peter holte einige Blätter aus der Tasche, auf denen sich mehrere Gedichte befanden. Das paßte in die ganze „soziale“ Periode, in der er jetzt stand. Da handelte sich um eine Wäscherin, die tagaus tagein in fremden Häusern ihr kärglich Brot verdiente und doch noch glücklich war, wenn sie abends mit ihren paar Groschen und ein paar großen „Stullen“ für ihren Jungen heimkam, — um einen Knaben, der früh vor der Schule die Badware von Haus zu Haus trug, treppauf, treppab rannte, um dann müde und — hungrig den Schulgang anzutreten, — um einen stellunglosen Arbeiter, der täglich vergebens nach Arbeit hinausging und dem jeden Abend sein Weib und seine Kinder mit der bangen Frage entgegenliefen: „Vater, hast du Brot?“

In schlichter, aber doch ansprechender Weise wußte Peter diese der Form nach wohl nicht vollkommenen, aber wahr empfundenen kleinen Dichtungen darzubieten. Er erzielte damit eine große Wirkung. Diese Stoffe, so ganz und gar aus dem alltäglichen modernen Leben geschöpft, packten sie wunderbar. Sie fühlten mit diesen Gestalten aus dem Volke.

Ihr Beifall war denn auch lebhaft und ehrlich. Sogar die Heflerich ließ sich zu den Worten hinreißen: „Ja wer so dichten kann!“ Und Vene sah stolz auf Peter.

„Na nu is Ihnen doch gewiß ganz trocken vom Vortragen,“ bemerkte die Pappeler. Das sollte eine Anspielung sein, und die Wirtin verstand sie, erhob sich und ging hinaus.

Vene wurde jetzt lebhafter, sie ging zu ihrer Mutter heran, streichelte und küßte sie und sprach: „Nicht solch böses Gesicht machen, Mutters, nein? Frau Pappeler, erzählen Sie doch Mutters schnell einen guten Witz! Wie geht es Ihnen denn überhaupt? Und Ihrer Guste? Ja, wer solch 'n Glück hat!“ Sie seufzte. „Na,“ meinte sie dann heiter, „man kann nicht wissen!“

Die Pappeler kniff ein Auge zu und sah auf Peter. Vene folgte ihrem Blick lächelnd, doch beider Angesicht wurde sofort ernst, denn sie sahen, wie Peter mit dem Fräulein von Segendorf in eine Unterhaltung verstrickt war, die sicherlich die letzten Dinge zum Gegenstand hatte.

In der That hatte das Fräulein den Augenblick benutzt, um des jungen Mannes Seelenzustand zu ergründen. Sie kannte die jungen Leute, sagte sie mit einem milden, aber doch ernsten Ausblick ihrer hübschen Augen. „Zwar nicht aus eigener Erfahrung, o nein! unsere gesellschaftliche Stellung war sehr erloschen, aber ich bin darum doch niemals stolz gewesen, niemals, ich kannte meine Menschenpflicht, — kurz und gut, die Kenntnisse der Welt — gewisser Teile der Welt — gewisser abgegrenzter Kreise — sind mir auf andre Weise geworden, auf eine Weise, die ja mit dem, was ich hier sprechen will, nichts weiter zu thun hat, — und darum laß ich sie auch beiseite, — jedenfalls weiß ich, daß die Jugend, wie das ja vielleicht auch natürlich ist, gerne an äußerem Tand und Glitter

hängt, nicht wahr? Nun, Sie bezeugen mir durch Ihren Blick Ihre Zustimmung — ich weiß die Bedeutung von Blicken zu erkennen — und so werden Sie auch zugeben, daß über diesen gewissen äußeren Dingen die Seelenkräfte vernachlässigt werden. Es geht die Fähigkeit verloren, Dinge zu begreifen, die außer dem gewöhnlichen Gesichtskreis liegen. Ich glaube in Ihnen jemand vor mir zu haben, der weiter sieht, solche Menschen sind im Stande, glücklich zu machen, während aus dem Fehlen dieser Fähigkeit das Unglück in der Welt herrührt, die unglücklichen Ehen im besonderen. Sie verstehen mich, nicht wahr? Und...“

Mit kühnem Mut durchbrach jetzt Peter den Schwall dieser Rede; er fühlte nur das eine: es mußte einmal ein Ende nehmen damit, und so sagte er schnell, während das Fräulein eben Atem zu schöpfen genötigt war: „Ich verstehe Sie vollkommen, gnädiges Fräulein, ich würde auch die Eigenheiten einer Frau in dieser Hinsicht begreifen, da ich selbst unter gewissen Einwirkungen handle.“

„Ah!“ begann das Fräulein von neuem.

Doch Peter war fest entschlossen, einen Niegel vorzuschieben. „Ich kann darüber heute nicht sprechen,“ sagte er, sich erhebend, „da dies dem bestimmten Wunsch einer in mir mächtig werdenden Stimme zuwiderläuft.“ Peter machte dabei ein so tief ernstes Gesicht, daß Fräulein von Segendorf die „mächtig werdende Stimme“ ordentlich zu spüren vermeinte. Wie jemand, den ein tiefes Geheimnis mit dem andern verbindet, sprach sie leise: „Ich hoffe, daß ich bald wieder das Vergnügen haben werde, mich darüber weiter mit Ihnen zu unterhalten.“

Abermalige ernste Verbeugung Peters, bei der er trotz der Aussicht auf eine neue Unterredung seine Fassung bewahrte.

Beim Abendessen ging es heiter zu. Auch Herr Krümelbier war erschienen, ein begeisterter Verehrer seiner Frau, von der er Peter, seinen Nachbarn bei Tisch, fast fortwährend unterhielt.

„Die Frau! Ich begreif’s nicht! Und der letzte Roman wieder... Jeden Morgen ein Kapitel!“

Peter lächelte und schüttelte den Kopf zum Zeichen, daß er auch nicht begreife.

Man erzählte von Peters Gedichten und rühmte sie. „Sehr schön,“ bemerkte Herr Krümelbier flüchtig, um dann im Lobe seiner Frau fortzufahren.

Nur mit Mühe wurde es durch deutlich ablehnende Gebärden und Worte der Vereinsmitglieder verhindert, daß Frau Malwine jenes Kapitel, in dem „der Baron auf dem Schiffe entlarvt wird“, vorlas.

Man hatte angestoßen, Bier getrunken, die Heiterkeit war im Wachsen.

Vene fing einen wohlwollenden Blick, den Frau Pappeler ihrem Peter zuwarf, auf. Da hielt es sie nicht länger. „Na, wie gefällt er Ihnen, Tante Pappeler?“ fragte sie und blickte Peter verliebt an.

Man lächelte, tuschelte, blickte zur Seite.

„Aber Vene!“ sprach Frau Heflerich mahnend.

Doch Frau Pappeler stand auf. Sie war entschlossen, der Sache ein Ende zu machen. „Wie er mir gefällt?“ sagte sie. „Das will ich dir gleich sagen, Vene.“

Und damit kam sie um den Tisch herum und stellte sich zwischen das junge Paar. „Weißt du, was ich thun würde, wenn ich deine Mutter wär? Pah auf!“

Sie wandte sich zu Peter. „Willkommen, Schwiegerjohn!“ Dann nahm sie seinen Kopf und gab ihm einen schallenden Kuß auf den Mund.

Die Gesellen waren gesprengt.

„Willkommen, Schwiegerjohn!“ sagte Peter und erwiderte den Kuß, was der Pappeler nicht zu mißfallen schien.

Herr Krümelbier setzte sich ans Klavier und paukte einen Tusch.

Die Frauen waren aufgestanden. Frau Heflerich hatte das Taschentuch herausgezogen und machte ein mahnendes Gesicht.

Frau Malwine Krümelbier machte ihrem Gatten ein Zeichen und benutzte den passenden Moment zu einer kleinen Ansprache.

„Werte Anwesende, Freunde, und wenn ich so sagen darf, Genossen! Wir haben ein Paar unter uns, ein Paar, das ohne Zweifel — um es kurz herauszusagen — unter sich bereits einig ist. Wir, die Freundinnen unserer lieben Frau Heflerich, hatten uns vorgenommen, den jungen Herrn, den wir in unserer Mitte sehen, daraufhin zu prüfen, ob er wohl unsere Vene glücklich zu machen im Stande wäre.“

„Na das sieht man doch im Dufstern!“ warf die Pappeler ungeduldig dazwischen.

Doch die Dichterin fuhr fort: „Mich ist es leider verhängt geblieben, eine Tochter mein zu nennen; wäre dies aber der Fall, so würde ich — und jetzt wende ich mich an Sie, liebe Frau Heflerich — keinen Augenblick Bedenken tragen, den jungen Herrn zum Schwiegerjohn anzunehmen, denn darüber sind wir uns doch wohl alle einig, daß wir es mit einem hochgebildeten —“ Peter verbeugte sich — „edeln —“ Peter verbeugte sich abermals — „liebenswürdigen und befähigten jungen

Manne zu thun haben, der es ohne Zweifel auch in der Welt zu etwas bringen wird...“ Peter verbeugte sich zum drittenmal mit freundlichem Lächeln.

Leiser sprach Fräulein von Segendorf zu Frau Heflerich: „Und was am wichtigsten ist, ein Mann von seelischen Gaben, wie ich mich überzeugt habe!“

Peter trat jetzt zu Vene’s Mutter heran, ergriff ihre Hand und sprach: „Eigentlich gebührte Ihnen der Kuß, liebe Mutter.“ Aber er wagte ihr keinen zu versetzen, so verdrücklich sah sie aus.

Vene kam zu Peter und legte die Hand auf seine Schulter.

„Ich will Ihre Vene hegen und behüten, so gut ich kann, ich habe sie von ganzem Herzen lieb, und sie ist mein höchstes Glück. Und wir wollen alle drei recht glücklich zusammen sein. Denn alles, was wir haben, gehört auch Ihnen, und lassen Sie nur erst einen großen Erfolg bei mir eintreffen, dann kann ich Ihrem Kinde auch äußerlich alles bieten, was ihr Herz verlangt.“

Jetzt brachen bei Frau Heflerich die Thränen hervor. Sie gedachte der zwanzig Jahre, da Vene ihr ganz allein gehört, all die schönen Stunden kamen ihr in die Erinnerung, da sie ihr Kindchen gepflegt und beschirmt und dieses ihr so zutraulich dafür gedankt, sie gehezt und geküßt hatte. Nun wollte das Mädchen ihr untreu werden, einem andern ihre Liebe schenken...

Doch Vene nahm sie in den Arm und liebkoste sie und wußte ihr so gut zuzureden, daß sie endlich wirklich umgestimmt wurde. Noch einen schweren Seufzer gab sie von sich, dann wandte sie sich an Peter und sprach: „Na, dann machen Sie mein Kind glücklich, Herr Flott!“

„Na, das’s vernünftig!“ sagte die Pappeler. „Und nu muß das junge Paar sich aber auch ‘n richt’gen Verlobungskuß geben.“

„Nein, das thu’ ich nicht!“ rief Vene, lief in eine Ecke des Zimmers und hielt sich das Taschentuch vors Gesicht. Peter trat zu ihr und bat. „Ach nein, vor all den Leuten,“ meinte sie.

Doch man sprach so auf sie ein, und besonders die Pappeler beanspruchte diesen Kuß gewissermaßen als ihr Recht, daß sie endlich ihren Kopf verschämt zurückbog und mit geschlossenen Augen den Mund ein wenig spitzte. Und wie zart drückte nun Peter seine Lippen auf die ihren!

Die Pappeler stand am nächsten und war völlig in das Bild versunken. Ihr war’s, als ob sie selbst mitküßte.

Herr Krümelbier spielte eine Polka, und nun erwachte Vene aus ihrer verschämt seligen Stimmung. „Dürfen wir tanzen?“ fragte sie die Hausfrau. Und gleich darauf hatte Peter sie umfaßt und drückte sie im Tanze an sich.

„Na, wie war’s, Tante Pappeler?“ meinte Vene lächelnd. „Wollen Sie’s nicht mal mit Peter versuchen?“

Und richtig! „Das laß ich mir nicht zweimal sagen,“ sagte die Pappeler, „ich hab’ dir ja schon als Wickelkind gekannt...“

Und mit Inbrunst schmiegte sich die fünfundsiebzigjährige Frau an den jungen Mann und ließ sich von ihm im Kreise drehen.

Es war spät geworden, als die Gäste aufbrachen. Und während Peter, seine Vene am Arm, die sich eng an ihn schmiegte, durch die nächtlichen Straßen schritt — Frau Heflerich ging als dritte nebenher und kam sich zu ihrem Schmerze ganz abgeseht vor —, da war ihm, als trügen ihn Flügel des Glückes dahin. Das geliebte Mädchen neben sich, das war schon Wonne genug. Aber nun mischten sich auch andre Gefühle dahinein, neue stolze Hoffnungen auf seinen Dichterruhm. Er hatte ganz vergessen, daß er auf das Urteil dieser Gesellschaft eigentlich nichts geben wollte.

Jetzt mit einem Male sagte er sich, es sei doch gerade das Urteil dieser einfachen Frauen von großem Werte. Und durch seinen Kopf gingen ihm die Worte: „Volk’s Stimme — Gottes Stimme!“

12. Peter bezahlt keine Steuern, was Folgen hat.

Es war ein halbes Jahr nach der geschilderten Sitzung des Vereins „Wehmut“. Der Winter stand vor der Thür, und der Steuerbote hatte zu laufen, um all die Mahnzettel abzugeben.

Er kam auch zu der Wohnung der Frau Anna Heflerich, Wittwe, und bat, ob er sie einen Augenblick allein sprechen könne? Mit ängstlicher Miene ließ Frau Heflerich ihn in die Stube.

„Ist Ihr Mieter zu Hause?“ fragte er vertraulich. „Nein, der’s ausgegangen.“

„Nun, das schadet nicht, da möcht’ ich Ihnen mal einige Fragen vorlegen.“

Die Frau erschrak. Obwohl ihr Mann Schuhmann gewesen war, erschreckte es sie immer, wenn sie irgendwie mit der Behörde zu thun bekam.

„Was is denn mit den?“ fragte sie argwöhnisch. „Er hat eine Eingabe gemacht wegen Befreiung

von der Steuer, da er augenblicklich nichts verdiente. Na, das kann doch wohl nicht ganz stimmen. Der Mann ist Schriftsteller, nicht wahr?"

"Ja, das ist er." Frau Heflerichs Blicke gingen wie traumverloren an den Wänden hin und her.

"Verdient er denn wirklich nichts?"

"Aber, verdienen thut er nichts, das kann ich bezeugen."

"Ja, aber — wird er denn von Hause unterstützt? Oder wie existiert er?"

"Ach, die haben ja selber nichts, seine Mutter und Schwester in Bernau, da fehlt's auch immer."

"Und seine Miete, sein Essen? Wer bezahlt denn das?"

Frau Heflerich zupfte an der Tischdecke, seufzte und antwortete: "Das bezahlt meine Tochter."

Ein verständnisvolles Aufblitzen in den Augen des Mannes. "Ach — so, das ist etwas anderes —"

Nun hielt es aber Frau Heflerich nicht länger, sie mußte ihr Herz ausschütten. "Ach, das ist 'n rechtes Leiden, Herr, glauben Sie man. Er's ja der Bräutigam von meiner Tochter und will sie ja auch heiraten, aber das geht nun schon seit Monaten, und er findet kein Brot. Stellung will er nicht annehmen, und mit diese Sachen ist ja doch nichts zu verdienen, das sollt' er doch nu einsehen. Es ist ja schon so manchen Dichter so gegangen — er schreibt nämlich Theaterstücke — und konnten zu nichts kommen, da haben sie ja schon so oft über geschrieben, aber er nimmt auch keine Vernunft nicht an. Es liebt eben schon zu viel Schriftsteller, und sind so viel gelehrte Leute bei und haben schon alles ausgeforscht, und der junge Mensch will nu partuh mit 'n Kopp durch de Wand... Und meine Tochter arbeit' sich reine ab für den Menschen, und dies Monat hat sie mir auch die Miete noch nicht jeben können, und wir müssen doch leben, seh'n Se, ... das hab' ich aber meiner Tochter gesagt: So weiter geht's nich, und wenn er keine Existenz nicht hat, müssen sie aus'nander."

"Ja —" Der Mann suchte die Achseln — „dazu kann unjereins ja nichts sagen... also —“ er notierte — „ich werde notiren: wird durch die Braut erhalten —“

"Ja, die Wahrheit ist 's doch... Was meinen Sie denn nu, — Sie sind doch auch 'n Mann, der viel 'rumkommt, kann denn einer von Schriftstellern 'ne Frau ernähren?"

"O gewiß —"

"So?"

"Wenn er strebsam ist —"

"Das ist er ja. Strebsam ist er. Und in die Universität geht er bei die Professoren und erzählt uns immer davon, alles was recht ist, — na, manches hat man ja auch schon früher gewußt, bloß wenn der Kopp ins Alter schwächer wird, vergißt sich das leicht... Und wenn er aus der Universität kommt, trägt er 'n Kopp nochmal so hoch und spricht von akadem'sche Bildung und lacht unjereins von oben an..."

"Das ist nicht schön."

"Aber, das ist 's auch nicht. Meine Tochter ist ja nu sehr für so was, na, sie ist ja auch noch jung und will erst rein in die Welt, — und wenn er aus der Zeitung vorlest, wend't se kein Auge von ihm. Und natürlich leßt er meistens von Theaterstücke, aber auch von Himmelserscheinungen und Ausgrabungen und fremde Völker. Ich hör' nu lieber von 's Lokale, wissen Se, und was in Berlin passiert ist, — und 'n unleidlicher Mensch ist er ja nicht, aber sein Theaterstück hat er nu schon vor 'm halben Jahr einjemandt und noch keine Antwort nicht —"

"Ach so, Theaterstücke! Ja, das ist 'ne schwierige Sache," meinte der Steuerbeamte, seine Hand auf die Thürklinke legend.

"Nicht wahr? Das sag' ich ja! Wenn er noch wollte fürs Blatt schreiben oder so 'ne schöne Zeitschriften, wie mein Freundin, die Frau Krümelbier, von der werden Sie auch schon gehört haben —"

"Bedauere, nein." Der Beamte öffnete die Thür.

"Und Sie meinen also auch, daß er mit die Theaterstücke nicht weiter kommt?"

"Werte Frau, das kann ich nicht wissen. Aber für wahrscheinlich halt' ich es nicht. Adieu!"

Damit schlüpfte er endlich hinaus. Und seine letzten Worte hatten Frau Heflerich in ihrem Entschluß bekräftigt.

Das Brautpaar war indessen durch die Straßen nach dem Tiergartenviertel gegangen. Nach unfreundlichen Regentagen erfreute die Sonne um so mehr; dabei war es etwas kälter geworden, die Wege waren fest, und es spazierte sich herrlich so zu zweien.

Vene hatte sich wenig verändert, ihre Kleidung war wohl ein wenig einfacher und bescheidener geworden, sie hatte sich den kleinen Hut vom vorigen Winter aufgeföhrt und trug keine Lederhandschuhe mehr, sondern Zwirnhandschuhe, die an den Fingerspitzen schon ein wenig gestopft waren. Doch verriet im übrigen ihr Anzug nach wie vor Sorgfalt und Sauberkeit. Und das jugendlich frische Gesicht sah unter dem ein-

fachen Hütchen vielleicht noch verlockender hervor wie sonst.

Peter war magerer und blasser geworden, er mochte manche trübe Stunde hinter sich haben. Augenblicklich aber war er sehr vergnügt, wie fast stets, wenn er in Vene's Gesellschaft sein durfte.

Sie schwatzten über die Vorbeigehenden, kritisierten die Villen an der Straße und stellten sich Rätselaufgaben, indem zum Beispiel eins zum andern sagte: "Was würdest du thun, wenn dir die Villa dort gehörte mit hunderttausend Mark dazu?" Die Lösung war verhältnismäßig einfach, man würde eben heiraten und einziehen. Schwieriger war es schon, wenn einem nur die Villa gehörte ohne Kapital. Sollte man sie verkaufen, vermieten oder hinten im Garten noch ein zweites Haus bauen, um das Grundstück besser auszunutzen zu können?...

"Es wird mir schwer," sagte Peter, als sie Arm in Arm vor einer neuen Villa, deren Garten soeben angelegt wurde, standen. — „es wird mir wirklich schwer, das hübsche Haus zu verkaufen, aber es muß sein. Man muß sich von mancherlei trennen im Leben, trennen wir uns also auch von dieser Villa. Der Erlös dafür reicht hin, um uns anderwärts eine bescheidene Existenz zu gründen. Ich sage bescheiden," setzte er im Weitergehen hinzu, „denn ich würde das Kapital natürlich nicht angreifen, sondern von den Zinsen leben —“

Vene hatte einige Einwendungen. „Aber Mutter würde ich zehntausend Mark abgeben —“

„Ein sehr anständiges Geschenk, fast zu anständig, aber ich bewillige es, weil ich heute morgen guter Laune bin —“

„Und Tante Pappler auch zehntausend!"

„Sagen wir fünf — oder meinetwegen dreitausend.“

„Na, weißt du! Wie kann man so knauserig sein. Wenn wir mal Geld haben, wirst du doch nicht am Wirtschaftsgeld knapsen?"

„Aber Vene!" Er drückte ihren Arm und sah sie liebevoll an. „Ich würde dir außer dem reichhaltigen Wirtschaftsgeld noch ein Kapital zur Verfügung stellen, wovon du allein die Zinsen zu beziehen hättest, damit du nicht nötig hättest, für deine Bedürfnisse immer um etwas zu bitten oder am Ende des Monats mit Fleisch und Petroleum knausern müßtest, um einen neuen Hut zu bezahlen. Siehst du, so wäre ich! Und während ich alle Güter dieser Erde auf dich herabfließen lassen möchte, bringst du mich hier in den Verdacht —“

„Ist schon gut, mein Peter! Siehst du, ich würde dir ja auch gewaltig auf den Kopp kommen... ach, da sind wir schon! Dort drüben in das Haus muß ich hinein.“

Peter besah sich das Haus. „Unmöglich!" sagte er dann.

„Was ist unmöglich? Komm, gib mir mein Päckchen —“

Peter hielt das Päckchen zurück. „Nein, Vene!" sagte er. „An diesem schönen Morgen können wir uns unmöglich trennen!"

„Aber was du denkst! Die Dame erwartet mich doch!"

„Was kümmert uns die Dame, uns! Man ist nur einmal jung, und jetzt sind wir so fröhlich zusammen und haben uns so lieb... Sage, Herz, wieviel Geld hast du denn noch?"

„Warum? Ungefähr zwei Mark werden's noch sein.“

„Schön. In ein Lokal gehen, das würde zu teuer werden. Und es ist auch so herrlich draußen. Wir holen uns ein paar Brötchen vom Bäcker, für ein paar Groschen Wurst vom Schlächter und frühstücken großartig in der freien Natur. Und dort in der Königin Augusta-Straße ist ja ein Rohrpostamt, da schreibst du der Dame eine Karte, daß du heute nicht kommen könntest, — hättest Trauerhüte zu machen —“

Vene war schwankend. „Aber wir müssen doch verdienen, du weißt doch —“

„Ah bah, auf einen Tag kommt's nicht an! Und sind wir denn solche Pedanten, daß wir alles durchaus so machen, wie es sein muß? Was heißt überhaupt: müssen? Wir müssen leben, uns lieb haben, glücklich sein und jede schöne Stunde ausnützen, das ist mehr wert als Geld, nicht wahr, Liebchen? ... Und nun komm —“ er faßte sie unter und drängte sie fort — „Hurrah, wir sind frei!" Und nun flüsterte er an ihrem Ohr: „Du bist ja doch mein Alles auf der Welt!"

Und da lächelte sie ihn an, drückte seinen Arm und war glücklich.

So durchlebten beide wieder einen herrlichen freien Vormittag und ergöhten sich an allerhand Lustschlössern.

Wenn Vene auch nicht diese rege Phantasie wie ihr Verlobter besaß, sie ließ sich doch gerne von seinem Geplauder, seinen Plänen, seiner Zuversicht hinreißen. Gern betrachteten sie die Läden und wählten nach

Herzenslust unter den ausgestellten Gegenständen. Peter suchte Kleider für seine Geliebte aus, und beide vergewärtigten sich, wie dies oder jenes Vene kleiden würde. Mit Vorliebe wurden auch vor den großen Schaufenstern der Möbelläden Betrachtungen angestellt über die künftige Gestaltung des gemeinsamen Heims. Peter war für Renaissance, Vene für Rokoko. Das Schlafzimmer wünschte Vene hell und luftig, Peter dunkel und lauschig. Auch über die Farbe der Ampel konnten sie sich nicht einigen, Vene wünschte Blau, Peter Rot. Doch diese Meinungsverschiedenheiten störten sie weiter nicht; sie waren überzeugt, daß sich ein Ausweg finden lassen werde, und wenn Peter seiner Braut in Betreff Ausstattung der Küche entgegenkam, gewährte Vene ihrem Bräutigam dafür gerne eine reichhaltigere Bibliothek. Sie sahen sich Wohnungen an, die viel zu hoch im Preise standen, als daß sie wahrscheinlich an deren Miete denken konnten, und sie lebten sich dabei so sehr in ihre Lustschlösser ein, daß sie die Zimmer bis ins einzelne untersuchten, als ob sie morgen schon einziehen wollten. So waren sie einmal in Betrachtung eines hübschen Raumes, den die freundliche Hauswirtin als Kinderstube bezeichnete, versunken; Vene sah die Wände an, Peter wiegte den Kopf und sagte: „Etwas sehr klein!" Und als die Frau nun fragte: „Wie viel liebe Kinderchen haben Sie denn?"... Da mußte er sich erst besinnen, ehe er die Antwort fand: „Nein — natürlich — wir wollen uns erst verheiraten"...

Vene saß auf der Bank im Tiergarten neben Peter und hatte den linken Arm um seinen Hals gelegt, während sie mit der rechten Hand ihr Brötchen zum Munde führte.

„Hm... hast du noch etwas Leberwurst, Peter? Sie ist wirklich sehr gut.“

„Nicht wahr?..." —

Zu Tisch waren sie daheim, mit hellen Augen und roten Waden. Sie wurden nicht eben freundlich empfangen. Doch da dergleichen öfter vorkam, so kümmerten sie sich nicht weiter darum.

Nach Tisch ging Peter in sein Stübchen, um zu lesen. Als Vene ihm dann später den Kaffee brachte, fiel ihr ernstes Gesicht ihm auf. Sie stellte den Kaffee auf den Tisch und ließ sich auf einen Stuhl fallen.

„Was ist denn?" fragte Peter. „Warum bringst du nur eine Tasse?"

Vene sah vor sich hin. „Du weißt ja, daß Mutter es nicht gern sieht, wenn ich hier mit dir trinke.“

Nun faßte er ihre Hand. „Aber dir ist etwas! So sprich doch!"

Sie sah ihn traurig an. „Ach, Peter, ob nicht immer, wenn wir so vergnügt sind, irgend was Unangenehmes kommt! Der Steuermann war deinetwegen da, und Mutter ist außer sich, daß du immer noch nichts verdienst.“

„Das war sie schon öfter.“

„Diesmal ist es ernst, sie will dir die Wohnung kündigen, die Verlobung soll zurückgehen —“

Peter war nun doch etwas verblüfft. „Soll zurückgehen? Ja was, — was denkst sie sich denn eigentlich?... Hast du ihr denn nicht gesagt, daß ein Dichter kein Schusslider ist, der um Arbeit anprechen kann, und daß ich nimmermehr meine Kunst verschachern werde? Und — und daß du mich niemals um des Geldes willen verlassen würdest, Vene? Hast du ihr das nicht gesagt? Oder — meinst du etwa auch?..."

Vene zupfte an ihrem Taschentuch. „Ich will dir mal was sagen, Peter," begann sie dann leise. „Natürlich habe ich so etwas geantwortet, aber Mutter hörte nicht darauf. Und nun wollte ich dich bitten, — siehst du, ich bin ja nur ein dummes Mädchen, und es wundert mich überhaupt, daß du Gefallen an mir findest, — und deshalb darfst du mir meine Frage nicht übel nehmen, Peter. Siehst du, ich wollte nur einmal fragen, ob du nicht vorläufig — mir zu Liebe — und bis du Erfolg gehabt hast — etwas anderes annehmen könntest —“

Peter rückte so heftig am Stuhl, daß Vene erschreckt in die Höhe fuhr. „Also du verrätst mich auch!" sagte er dann getnickt. „Du auch! Ich hoffte, du verständest mich, und du warst immer so mutig, so unternehmend, — es wäre ja so thöricht, jetzt zurückzuweichen, wo ich auf dem besten Wege bin... Freilich, kleine Naturen, die wollen immer praktische Resultate sehen, und wenn das nicht ist, glauben sie nicht mehr. Weil sie eben kein Urteil haben. Ich werde durch alle Nacht hindurch meinem innersten Beruf treu bleiben, kein Weg soll mir zu weit sein, keine Not zu groß. Wer zu den Sternen strebt, kann nicht am Boden kriechen. Siehst du, Vene, anders kann ich mich nicht machen. Für mich giebt es nur eins: Vorwärts!"

Hoch aufgerichtet stand Peter da, und er sah schön aus in seinem jugendlichen Feuer.

Vene warf sich an seine Brust.

„Glaubst du nun, daß ich recht thue?" fragte er, nicht ohne einen Anflug von Stolz.



Prozession auf dem Traunsee in Oberösterreich.

Phot. V. Haslacher, Gmunden.

Prozession auf dem Traunsee.

Prozessionen zu Wasser, auf Seen und Strömen gehören in katholischen Ländern nicht gerade zu den Seltenheiten, aber wohl nirgends gestalten sich solche Feiern so wirkungsvoll wie auf dem romantischen Traunsee oder Gmündener See in Oberösterreich. Die Wasserprozession, die seit undenklichen Zeiten dort alljährlich von Traunkirchen aus stattfindet, führt stets zahlreiche Besucher

herbei. Von Wien aus werden Sonderzüge abgelassen, und auch Mitglieder des österreichischen Kaiserhauses wie sonstige hohe Herrschaften, die in der Nähe ihre Sommerfrische genießen, pflegen dem eigenartigen Schauspiel beizumohnen. Uebrigens ist der Traunsee, der 422 Meter über dem Meer gelegen ist und eine Länge von 12 Kilometern bei einer Breite von fast 3 Kilometern hat, nicht immer so glatt und unbewegt, wie er auf unserm Bilde erscheint. Vielmehr wird er oft von heftigen Stürmen heimgesucht, und die Schifffahrt kann alsdann ernste

Gefahr bringen. Der am östlichen Ufer aufragende Traunstein hat eine Höhe von 1691 Metern; ihm gegenüber, auf einer Landzunge am Westufer, liegt das idyllische Dörfchen Traunkirchen. Zwischen diesem Orte von etwa 500 Einwohnern und Gmunden am Nordende wie Ebensee am Südende des Traunsees besteht eine rege Dampfschiffahrt. Auch zieht sich längs des Westufers die Staatsbahnlinie Attnang-Steinach und die Straße von Gmunden nach Ischl hin.



Traunkirchen in Oberösterreich.

Phot. V. Haslacher, Gmunden.



Im Waldhain. Originalzeichnung von J. Schmitzberger.

„Ja, Peter! Thu, was du thun mußt! Geh du deinen Weg, und mich laß meinen armseligen gehen. Leb wohl, Peter, leb wohl!“ Sie küßte ihn leidenschaftlich und war im nächsten Augenblick aus dem Zimmer.
„Vene!“ rief Peter nach. Aber sie hörte nicht mehr.

13. Frau Karoline Pappler hinter der Schrankthür.

„Wer's denn da?“ rief Frau Karoline Pappler.
„Ich! Vene!“

Frau Pappler öffnete. „J. Veneken! Na, sieh dir man nich um, ich bin bei's Anziehen.“ Sie schloß die Thür wieder und ging an ihren Kleiderschrank, dessen breite Thür sie öffnete. „So, nu seß dir ans Fenster, da steht der Stuhl von meinem sel'gen Mann, den er mir zur Hochzeit selbst gemacht hat, der Ueberzug is natürlich schon neu renoviert, aber sonst is er noch genau so. Siehste, das hier is mein Toiletenschirm, und wenn Besuch da is und ich muß mir umzieh'n, dann mach' ich nur die Thür auf. 's jehst alles. Aber das thut mir nu jehre leid, daß du gerade heut kommst, ich muß nämlich zu Spindlern, du weißt, alle Freitag is mein Tag, und die Spindlern is böse, wenn ich nicht komme. Und muß immer mit 'n Korsett jeh'n, weil doch Polizeileutnants manchmal kommen, und die Juste, was meine Tochter is, die sagt: An 'n jut sitzendes Korsett erkennt man die Dame... Na wie jehst's denn Ruttern? Is alles jehund? Und dein Bräutjam auch?“

„O ja, gesund ist schon alles, aber —“

Die Pappler hielt inne mit dem Ankleiden und lugte neben der Schrankthür vor. „Herrjeh, is was passiert? Er's dir doch nich untreu jehworden?“

„Nein —“

„Na, das's man jut, denn bin ich man beruhigt.“ Frau Pappler bemühte sich, das Korsett zu schließen. Da hörte sie Vene schluchzen. „Aber Veneken! Ree, nu weinste ja!“

„Es is alles zu Ende mit uns!“ sprach das junge Mädchen unter Thränen. „Mutter will es nicht mehr, er verdient nichts und will keine Stellung annehmen, weil er immer denkt, es wird noch was, und nun will Mutter ihm die Wohnung kündigen, und wer weiß, was dann wird!“

„Na du wirfst doch nich von'n lassen wejen Jeld? Das's doch mal wieder 'n rechter Streich von deine Mutter, und hat sonst so 'ne romantischen Ideen...“

„Raffen will ich ja nicht von ihm, aber er wird dann wohl nicht mehr kommen, und nachlaufen kann ich ihm doch auch nicht, wo Mutter alles für mich gethan hat und hat mich in die hohen Schulen geschickt und mich Putz lernen lassen —“

„Na weißte, —“ Frau Pappler strengte sich an, ihren Rock hinten zu schließen — „deine Mutter macht's immer schlimmer, als es is. Aber das's man jut, daß er dir nich untreu jehworden is, denn sonst hätt' ich keinen Rat jehwußt, und is was Schreckliches, wenn eins ums andre trauern muß, wie's mir dazumal jehgangen hat, sind nu bald funfzig Jahre her, — wer das durchlebt hat, kann mitreden, und hab' darum auch erst mit dreißig Jahren meinen juten Mann jehheirat', der war ja nu Gold wert, 'ne Seele von Mann. Und war überhaupt Unsinn, daß ich dir jehfragt hab', denn dazu kenn' ich dein Bräutjam nu schon viel zu jut, das is 'n jehbildeter Mann, der hat wirkliche Bildung, und — das mußte mir nu nich übel nehmen, deine Mutter is 'ne herzensjute Frau und meine Freundin, aber was Bildung betrifft, da hat se den Komman nich. Na, sie hat's ja auch nich jelernt, und wo der Pli mal nich drin jieht, da is er in die Jahre auch nich mehr reinzubringen... Die Schneiderin hat mir doch richtig die Knöpfe zu eng jehsezt, noch jehst's ja, aber wenn man nu 'n bislen was jieht... und die Spindlern locht nich schlecht, — wenn ich auch natürlich darum nich hinjeh... Weißte, was ich an deiner Stelle thäte? Ich jehheirat' te.“

Ueberrascht blickte Vene auf und trocknete ihre Augen. „Jehheiraten? Aber das geht doch gar nicht! Wovon denn?“

„Na, du verdienst doch janz schön. Jhr nehmt euch 'ne Parterrewohnung und stellst 'n paar Güte ins Fenster, und er führt dir die Bücher. Denn die Rumzieherei hat keinen Zweck, in dem Punkt hat deine Mutter janz recht.“

Vene sann nach. Ein freudiges Gefühl wallte in ihr auf. Sollte es denn möglich sein? Sollte sie ihrem Glücke trotz allem so nahe sein? Brauchte sie wirklich nur zuzugreifen, um es zu erhaschen?

„Aber die Hochzeit? Das kostet doch alles...“

„Das kost't nich viel. Die Trauung is umsonst und 'n Schweinebraten und 'n bißchen was Einjemachtes wird deine Mutter jawoll noch austreiben können...“

„Aber Möbel, Tante Pappler, und Wäsche und...“

„Man nich soviel 'Abers', Veneken, das find't sich alles, und 'ne Kommode und Küchensachen kriegste von mir, ich brauch' ja weiter nichts, als daß ich mir mal kann 'ne Polijong oder 'n Pöfistück machen —“ Frau Pappler trat jehzt fertig angekleidet hinter ihrer

Schrankthür hervor. „So, fertig bin ich. Wie gefall' ich dir? Sieht es nicht sonst janz passabel?“

Vene sprang auf und fiel der alten Frau um den Hals. „Ach, Tante Pappler, Sie gefallen mir ja immer! Und heute besonders! Ich war so mutlos, wie ich herkam. Aber ich fühle, Sie haben recht. Und Sie müssen uns oft besuchen, Tante Pappler, wir werden uns ein reizendes kleines Heim einrichten, und wenn es auch nur ärmlich ist, wir werden sehr glücklich sein!“

„Siehste? So gefallst du mir. Komm, jieh mir 'n Kuß. Und da — noch einen für deinen Peter!“

„Ach, liebe Tante Pappler!“

„Nu, nu!“

Vene hatte den Kopf auf die Schulter der alten Frau gelehnt, und diese streichelte ihr das Haar. „Ach, die Jugend, die liebe Jugend,“ sagte sie wehmütig.

„Er wäre vielleicht zu Grunde gegangen, Frau Pappler. Es ist wirklich das Allervernünftigste, was wir thun können. Ich will nicht, daß er verloren gehen soll, dazu liebe ich ihn ja viel zu sehr. Und wenn es nichts wird, dann gehen wir zusammen unter.“

„Ree, Veneken, so was mußt du nich sagen. Jhr habt ja noch alles vor euch. Und nu geh, mein Kind, die Spindlern wird auch schon warten...“

„Ja, ich werde gehen. Ich will gleich zu ihm... das heißt, ich kann es ihm doch nicht sagen, daß wir jehheiraten wollen, das schickt sich doch nicht!“

„Wo wird's nich! Jheiraten schickt sich immer. Aber davon, daß ich dir d'raus jebracht habe, rührste zu Muttern keine Lippe.“

Vene versprach es...

Und glücklich gingen sie beide miteinander die Straße entlang.

(Fortsetzung folgt.)

Der Salzgehalt der Meere.

Eine naturwissenschaftliche Studie.

Von

L. Sakschert.

Die seit fast zwei Jahrzehnten vorgenommenen Tiefseeforschungen haben nicht bloß für den Mann der Wissenschaft ein besonderes Interesse, sondern auch das größere Publikum fähig gemacht durch die immer mehr zunehmenden Enthüllungen ganz merkwürdiger Erscheinungen in den großen Meeresbecken angeregt, dem Meere seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wollen wir uns jedoch mit den eigentümlichen Erscheinungen des Meeres bekannt machen, so ist es nötig, uns vorher über seine Zusammensetzung, seine Beleuchtung und so weiter in Kenntnis zu setzen, bevor wir uns mit seiner Einwohnerchaft beschäftigen.

Es ist bekannt, daß sich das Meerwasser durch seinen Geschmack ganz bedeutend von dem Wasser unserer Flüsse unterscheidet. Es schmeckt salzig und bitter und verdankt diese Eigenschaften einer großen Proportion von Salzen, die es im aufgelösten Zustande enthält. Chemische Untersuchungen haben ergeben, daß 1 Liter Wasser des Atlantischen Ozeans nach seiner Verdunstung einen weißen, kristallinen Niederschlag zurückläßt, der 34 Gramm Salze enthält, die zum größten Teil aus Kochsalz und Chlornatron bestehen. Diesen beiden Salzen gesellen sich noch Gips, Chlor und Schwefelmagnesia zu, welche dem Seewasser den bitteren Geschmack verleihen. Dieses Wasser enthält außer geringen Bestandteilen von Jod und Brom auch noch einige Gase, wie Kohlensäure, Stickstoff und Sauerstoff, die in demselben aufgelöst sind.

Jedem lebenden Wesen wird einer oder einige dieser Stoffe des Meerwassers am meisten zuzagen. So zeigen viele Seepflanzen eine große Neigung, möglichst viel Jod in sich aufzunehmen, weshalb sie seit langer Zeit von unsern Chemikern zur Gewinnung dieses Stoffes benutzt werden. Andre Seepflanzen wieder gedeihen an solchen Stellen am besten, wo sie Kalisalze in sich aufnehmen können, während viele Schnecken und Krebse in dem flüssigen Element, worin sie leben, Kupfer sich anzuweignen suchen, um dasselbe ihrem Blute zuzuführen.

Auch andre Metalle, wie Gold und Silber, Zink und Blei, Aluminium und Nickel hat man in äußerst geringen Quantitäten aufgelöst im Seewasser nachgewiesen; doch hat man sich bis jetzt vergeblich bemüht, in demselben auch irgend einen Gehalt von Eisen aufzufinden. Und dennoch ist es gewiß, daß das Meer wenigstens einige Spuren von diesem so weit verbreiteten Metall enthalten muß. Viele Seetiere, wie die Wale, Fische, Ringelwürmer und andre sind reichlich damit ausgestattet, und man kann wohl das in dem Blute eines großen Walfisches enthaltene Eisen allein auf mehr als 100 Gramm schätzen. All dieses Eisen war ursprünglich im Meerwasser aufgelöst und wurde von den kleinen Tieren in sich aufgenommen, welche den Walfischen zur Nahrung dienen. Diese Tierchen sind also im Stande, vermöge ihrer feinen Organisation aus

einer Flüssigkeit Eisen auszuscheiden, dessen Gegenwart im Meerwasser nachzuweisen allen Versuchen der modernen Chemie nicht gelungen ist.

Man hält in unsern Tagen noch das Meerwasser meist als überall dasselbe, und doch ist der Gehalt desselben an festen Stoffen ungemein verschieden. In den Polarmeeren, denen fortwährend durch Regen, Schnee und Eis ungeheure Massen süßen Wassers zugeführt werden, muß der Salzgehalt stetig geringer werden, indem die schwache Verdunstung in jenen kalten Regionen nicht der Zufuhr das Gleichgewicht zu halten vermag. In den heißeren Gegenden der Erde dagegen beobachten wir den entgegengesetzten Fall: eine geringe Zufuhr an süßem Wasser und eine durch die hohe Temperatur und die trockenen, aus kälteren Regionen kommenden Winde begünstigte starke Verdunstung. Der Salzgehalt muß demnach hier ein größerer sein. Diese Thatsache ist auch experimentell nachgewiesen; denn die Proportion der aufgelösten Salze beträgt in den Polarmeeren noch nicht 30 ‰, während sie in den tropischen Meeren 35 ‰ noch übersteigt. Dieser Unterschied im Salzgehalt wäre noch weit auffällender, wenn nicht fortwährend mächtige Strömungen salzhaltigen Wassers der Tropen mit dem weniger salzigen der kalten Gegenden sich mischten.

In den inneren Meeren, welche mit dem Ozean keine Verbindung haben, wie in dem Toten und dem Kaspischen Meere, wird die Wirkung der Verdunstung nur durch das süße Wasser beeinträchtigt, das ihnen die Flüsse zuführen. Der Aralsee und die Salzseen überhaupt besitzen fast keinen Zufluß an süßem Wasser; daher müssen sie infolge der unaufhörlichen Verdunstung nach und nach austrocknen und ihr Wasser beständig an Salzgehalt zunehmen, bis zuletzt nur noch eine dicke Salzschicht den Boden bedeckt. Diese Erscheinung hat sich im Laufe unsers Jahrhunderts so gesteigert, daß man bereits an die Herstellung von Kanälen gedacht hat, um diesen inneren Meeren süßes Wasser zuzuführen.

Das Wasser des Toten Meeres hat sich bereits so weit verdunstet, daß 1 Liter desselben 264 Gramm fester Stoffe enthält, unter denen Brom und Chlornatron am meisten vertreten sind.

In manchen heißen Gegenden, namentlich im Innern Afrikas, findet man heute ausgedehnte, mit Salz bedeckte Vertiefungen, die wir nur als die Beden früherer Seen zu betrachten haben, deren Wasser im Laufe der Zeit allmählich verdunstete und sein Salz auf dem Boden zurückließ. Und läßt sich das Vorkommen der mächtigen Steinsalzlager im Innern der Erde nicht auf dieselbe Ursache zurückführen?

Das Mitteländische Meer, das nur durch die enge Straße von Gibraltar mit dem Ozean in Verbindung steht, zeigt uns die nämliche Erscheinung der allmählichen Verdunstung und Austrocknung. Dieses Meer befindet sich in einer ziemlich warmen Gegend, in welcher die Verdunstung des Wassers schon ganz bedeutend ist. Die Ströme, welche ihm ihr Wasser zuführen, sind durchaus nicht zahlreich, denn der Nil, die Rhone, der Ebro und die Flüsse Italiens sind die einzigen Wasserläufe, die sich in dasselbe ergießen. Diese Masse von süßem Wasser, welche diese Flüsse ihm zuführen, sowie diejenigen, welche aus dem Schwarzen Meer durch die Dardanellen ihm zufließen, erjehet bei weitem nicht die durch Verdunstung dem Meere entzogene Masse süßen Wassers. Das Niveau des Mittelmeeres müßte sich demnach von Jahrhundert zu Jahrhundert stetig senken, wenn nicht das Atlantische Meer den Verlust durch die Straße von Gibraltar regelmäßig ersetzte. Man beobachtet daselbst nämlich einen mächtigen oberseeischen Strom, der aus dem Ozean dem Mittelmeer zufließt. Das Wasser des Ozeans enthält aber auch viele Salze, die in dem Boden des Mittelmeeres zurückbleiben. Der Salzgehalt seines Wassers und dessen Dichte müssen also mehr und mehr zunehmen, so daß sein Salzgehalt schon jehzt eine bedeutende Höhe erreicht hat. 1 Liter bei Neapel geschöpftes Seewasser hinterläßt nach seiner Verdunstung einen Rückstand von nahezu 40 Gramm, also 6 Gramm mehr als das Wasser des Atlantischen Ozeans, trotzdem diesem ein unterseeischer Strom schweren Wassers durch die Straße von Gibraltar aus dem Mittelmeer zufließt.

Das Rote Meer befindet sich hinsichtlich seiner Verdunstung in einer noch günstigeren Lage als das Mittelmeer. Die Luft ist daselbst heiß und trocken, die Regen sind selten, und trotz der großen Ausdehnung seiner Küsten nimmt es nicht einen einzigen ansehnlichen Fluß in sich auf. Kein Wunder daher, wenn sein Wasser immer salzhaltiger geworden ist und 1 Liter Wasser davon jehzt schon mehr als 43 Gramm Salze enthält.

Manche inneren Meere, wie die Ostsee und das Schwarze Meer, präsentieren uns die entgegengesetzte Erscheinung. Die Verdunstungsfläche der Ostsee ist nicht bedeutend, die Luft ziemlich kalt und neblig und der Wasserverlust durch Verdunstung daher äußerst gering im Vergleich mit der enormen Menge süßen Wassers, das ihr die Oder, Weichsel, Düna, Niewa und die von den Gebirgen Schwedens herabkommenden

Flüsse zuführen. Das Niveau der Ostsee müßte sich daher beständig erhöhen, wenn nicht der Ueberfluß durch die beiden Vette und den Sund der Nordsee zuflöste und dabei zugleich eine Quantität Salz mit fortnehme. Die Ostsee wird demnach salzärmer, und ihr Wasser hinterläßt durchschnittlich von 1 Liter nur noch einen Gehalt von 4 bis 5 Gramm fester Stoffe, das ist fast zehnmal weniger als das Mittelländische Meer.

So gering auch schon der Salzgehalt der Ostsee überhaupt ist, so sinkt derselbe an manchen Stellen je nach der Jahreszeit und der Tiefe des Wassers bis auf 2 bis 3 Gramm auf 1 Liter herab, so daß man hier Muscheln und Schnecken begegnet, die wir in den Flüssen und Teichen Deutschlands zu sehen gewohnt sind. Als ich einst einen armen Burschen beauftragte, mir einige Schnecken zu sammeln, brachte er mir bald eine ganze Kiste voll. Ich mußte sie jedoch fast alle dem Wasser wieder zurückgeben, denn es waren meist alte Bekannte, die ich in meiner sächsischen Heimat bereits kennen gelernt hatte! Im Baltischen Meerbusen ist das Wasser im Frühjahr und Sommer sogar trinkbar, indem das Schmelzen der Eis- und Schneemassen die Zufuhr an süßem Wasser noch erhöht.

Die Erscheinung der Entsalzung der Ostsee hat ganz bedeutende Fortschritte gemacht, seitdem sich der Mensch an ihren Küsten ansiedelte. Noch in einer verhältnismäßig neueren Zeit war ihr Wasser salzig genug, um verschiedene echte Seemuscheln und besonders die ephbare Auster zu beherbergen, die man heute nicht mehr antrifft. Man hat in der Ostsee mehrere fossile Austerbänke entdeckt, und in den aufgehäuften Küchenabfällen spielen die Austeruschalen, die von den Mahlzzeiten der Strandbewohner jener alten Zeit herrühren, eine große Rolle. Zu einem Süßwassersee kann sich die Ostsee jedoch nicht ganz umgestalten, solange ihr die Zufuhr einer unterseeischen Strömung aus der Nordsee gesichert ist.

Das Schwarze Meer gewährt uns daselbe Schauspiel wie die Ostsee, denn es empfängt durch die Donau, den Don, den Dnieper und den Dniester mehr süßes Wasser, als es verdunsten kann. Dazu kommt noch, daß es beständig von seinem Reichtum einen großen Teil durch den Bosphorus und die Dardanellen dem Mittelmeer zuführt, so daß sein Salzgehalt immer geringer werden muß und 1 Liter seines Wassers gegenwärtig kaum noch 15 Gramm Salz enthält. Es ist darum leicht einzusehen, weshalb das Schwarze Meer ebenso arm an eigentlichen Seetieren ist wie unsere Ostsee.

Humoristische Blätter.

Vorabblende. Frau: „Kommst du heute wieder so spät aus dem Verein?“ — Mann: „Ich glaube nicht; aber das Mädchen kann ja auf mich warten.“ — Frau: „Das Mädchen ist aber nur als Stütze für die Hausfrau engagiert und nicht als Stütze für den Hausherrn!“

Entfernte Verwandtschaft. Herr: „Sind Sie mit der Dame

verwandt?“ — Student: „Nur entfernt. Sie ist die Kaffeeschwester von der Schwester meines Cousinbruders.“

Kindermund. Dem kleinen Max wird von seinen Eltern gesagt, er dürfe bei Tisch nicht immer fordern, Kinder müßten Geduld haben, dann bekämen sie auch von allem. „Was muß ein Kind haben?“ fragt die Mama noch einmal. — „Geduld“, lautet die Antwort des Kleinen. — Tags darauf ist Gesellschaft, die Gäste sitzen bei Tisch, Maxchen aber wartet vergeblich auf sein Teil. Endlich kann er sich nicht mehr halten, und plötzlich ertönt sein dünnes Piepsstimmchen: „Mama, ich habe Geduld!“

Wenn. Höhere Tochter: „Nun, Papa, wirst du zufrieden sein? Da sieh mein Zeugnis: Nationalökonomie: sehr gut; Astronomie: gut; Aquarellmalerei und Musik: befriedigend.“ — Papa: „Schön, recht schön. Wenn nun dein Zukünftiger noch etwas von der Haus-haltung versteht, kochen und maschinennähen kann, so werdet ihr eine sehr glückliche Ehe führen.“

Neue Bücher und Schriften.

Dr. Jürg und Hans Esch. „Lexikon der Kinderheilkunde und Kindererziehung“. Berlin, Verlag von Hermann Schöls. Vollständig in 20 Lieferungen zu 50 g. — Ein hervorragender Spezialist, der Sanitätsrat Dr. J. Jürg, hat den medizinischen Teil, ein pädagogischer Fachmann das Gebiet der Kindererziehung übernommen, um ein Handbuch zu schaffen, wie es sorgsame Eltern bisher oft vermisst haben. Trud und Abbildungen entsprechen allen Anforderungen. Zwölf farbige Tafeln zeigen die Symptome der hauptsächlichsten Kinderkrankheiten. Auch der Verursacher sind zahlreiche Artikel gewidmet. Wie man sieht, ein durchaus praktisches Buch. **„Europäische Wanderbilder.“** Nr. 254: Der Aurore Wolkenbau von J. J. Arden; Nr. 255: Pontreilina von Dr. Behmer. (Austriisches Institut Carl Fühl, Zürich.) — Die beiden jüngsten Nummern der rühmlich bekannten Sammlung, mit dazugehörigen Gebirgsbildern J. Webers und je einer Karte ausgestattet, reizen sich würdevoll an ihre Vorgänger. Nicht trodene Notizen, sondern lebendige Schilderungen verleben den Leser mitten in die Wirklichkeit und laden ihn in die Ferne. Wenn die Wahl wehe thut, dem wissen wir nur einen Rat: zuerst das eine Dorf auf freier Höhe am Bodensee, dann das Sommerfröhlchen der eleganten Gesellschaft im kühlen Hochthal des Engadin.

Allerlei Kurzweil.

Worträtsel.

Mein Wort, es hat's, in Mut'ger Schlacht,
Gar mancher tief bereut,
Entleert lag das Gefache ihm,
Ruhlos, an seiner Seit'.

Mein Wort, es klagt die Hausfrau oft
Ob ihrer Schätze Gut:
So schön zwar ist der Sonnenschein,
Und doch — wie weh er thut!

Mein Wort; ach Gott, es waren's wir
Gewiß wohl alle mal —
O Jugendglück, o Jugendberg,
Mit deiner Luft und Qual!

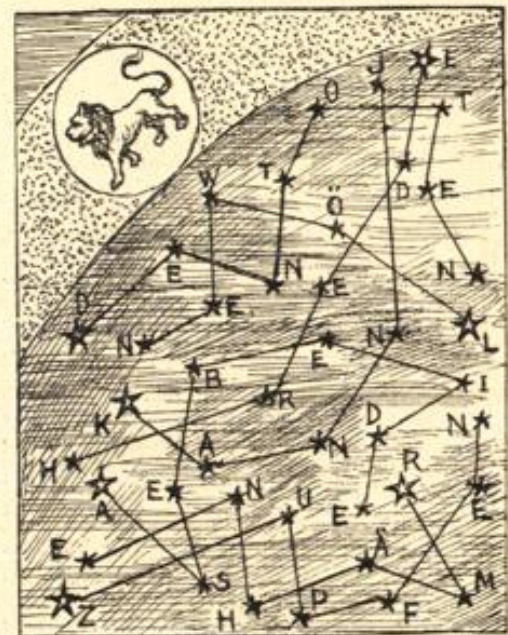
Macht's selbst-Rätsel.

Aus den Buchstaben des Wortes Trauschein sollen 8 Wörter gebildet werden zu 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9 Lettern, derselbe Buchstabe darf aber in jedem Wort nur ein mal vorkommen. Selbstverständlich dürfen die Lösungen auch anders lauten als die des Rätselonters.

Buchstabenrätsel.

2, 3, 4 soll man nicht sein,
2-5 schmeckt Au und Gaiu,
2-6 lad't ein zur Ruh',
3/6 flieht der Seine zu,
1-6 ein Wort dir ist,
3-7 Komponist,
8-11 stell vor dich hin,
1-11 ist Medizin.

Sternbilderrätsel. (Im Zeichen des Löwen.)



Silberrätsel.

Die erste Silbe wird geprücht
Im Vied als eines Geldes Ruhm,
Und wird doch wiederum verworfen
Als etwas, das kein Geldentum.

Die Silbe zwei, im Walde draussen
Such sie, dem Haus auch fehlt sie nie,
Es fährt kein Schiff im Sturmesdraussen
Und fährt kein Wagen ohne sie.

Das ganze Wort — du trägst's, geborgen;
Geschwiegt meist eins ans andre dich,
Dient dir's am Abend, nachts, am Morgen,
Stets mahndend an das Wort: Mehr Licht!

Worträtsel.

So, wie mein Wort sich dir zeigt, bin ich der Kaffiser einer,
Kendest du Kopf ihm und Fuß, klassischen Anklänge bin ich;
Doch, wenn du jeho vertauscht von Zeichen innere mir zweie,
Werd' ich zum fliegenden Held einfluss großmächtigen Gelds.

Auflösungen der Rätsel Seite 79.

Des Worträtsels: Kausage.
Des Silberrätsels: Bügeleisen.
Des Worträtsels: Mein Eid — Meineid.
Des Umkehrrätsels: Vied — Vied. Stab — Stab. Leo — Leo. Palm — Palm. Gente — Regen. Polka — Polka. Wiese — Wiese. Salbe — Salbe. Ichu — Suche. Salerno — Orleans. Zalar — Zalar. Tanager — Tanager.
Des Königszug-Rätsels: Wer je gelebt in Liebesarmen, Er fühlte noch die sel'ge Stunde, Der kann im Leben nie verarmen; Wo er gelebt an ihrem Munde, Und müht' er sterben fern, allein, Und noch im Tode ist sie fein. (Theodor Storm.)
Des Bilderrätsels: Wer zwei Dinge auf einmal thut, die geraten selten beide gut.

Aus Küche, Haus und Hof.

Gut italienischer Reis. Man nimmt 250 Gramm Reis von besserer Sorte und überbrüht denselben dreimal, schüttet ihn auf einen Durchschlag zum Abtropfen, dann auf eine Serviette, mit welcher man ihn recht trocken reibt. Nun läßt man 80 Gramm Butter in einer Kasserolle zerfließen, giebt den Reis hinein und röstet denselben unter fortwährendem Rühren gelblich. Sodann giebt man gute Fleischbrühe daran, etwa 1/2 Liter, oder ebensoviele Wasser mit 12 Gramm Liebig's Fleischextrakt vermischt, salzt und pfeffert; auch eine Pöze Paprika kann man statt dem Pfeffer nehmen. So bereitet, läßt man die Kasserolle an heißer Herdplatte stehen, rührt nicht darin, aber versichert sich, daß er nicht anbrennt. Vor dem Anrichten wird mit einer Holzgabel noch ein Stück Butter unterrührt und der angerichtete Reis mit Parmesan-läse bestreut.

Blumenkohl (Rarvio). Nachdem der Blumenkohl von seinen grünen Blättern, auch wenn er von diesen durchwachsen ist, befreit und vom Stengel etwas abgeschnitten ist, wird er in kaltes Wasser gelegt und gewaschen. In kochendem Salzwasser setzt man ihn zu, nimmt ihn vorsichtig heraus, damit die Rose ganz bleibt, und stellt ihn in einer Schüssel warm. Nun macht man die Tünke folgendermaßen: Zwei Löffel Mehl rührt man mit frischem Wasser glatt an, zwei Eidotter, ein Stück frische Butter, ein wenig Salz, das nötige Blumenkohlwasser oder Fleischbrühe fügt man hinzu, stellt die Kasserolle auf die heiße Herdplatte und rührt, bis die Tünke dick wird. Unter keinen Umständen darf sie kochen. Man würzt entweder mit Zitronensaft oder Muskatnuß und giebt dann die feingerührte Tünke über den Blumenkohl.

Pflaumen in Essig und Zucker. Hierzu wählt man recht große, blaue Pflaumen, und nachdem die Früchte gewaschen sind, verkürzt

man den Stiel bis auf 1 bis 1 1/2 Centimeter. Dann macht man in einem verginsten Gefäß guten Weinessig mit Zucker, einer Messerspitze Salz und einem Teelöffel mit Zimmt und Nelken heiß — auf 1 Liter Essig nimmt man 500 Gramm Zucker —, schüttet die Pflaumen hinzu und läßt sie zugedeckt an der Seite des Feuers einige Minuten ziehen. Danach legt man sie behutsam in ein irdenes Gefäß und bedeckt sie, luftabgeschlossen. Nach zwei Tagen wird der Essig von den Pflaumen rein abgeseigt, aufgekocht, ausgeschäumt und heiß auf die Pflaumen gethan. Am folgenden Tag wird dies Verfahren wiederholt; dann sind die Früchte fertig bis zum Verzehren, möglichst in Flaschen mit Gummiringen, welche letztere beide jedoch erst im Wasser abgeseigt werden sollten.

Birnentompott. Die Birnen werden geschält und mit den Stielen in einen irdenen Topf gelegt, sodann schüttet man Wasser daran, so daß es darüber geht, giebt Zucker und ein Stückchen Zimmt dazu und läßt die Birnen kochen, gießt 1/4 Liter Wein hinein und kocht sie weich. Nun röstet man ein Stückchen Butter mit ein bis zwei Löffel Mehl goldgelb, füllt mit der Birnenbrühe auf, giebt die Birnen in eine Bruchtschale, schüttet die Brühe darüber, streut noch Zucker darauf und bringt das Kompott zu Tisch.

Mandelpudding. 120 Gramm süße, abgezogene, gekochene Mandeln, 1/4 Liter süße Sahne (Rahm), acht Platten im Wasser aufgelöste Gelatine, etwa 1/4 Liter Wasser und 125 Gramm Zucker. Die Masse rührt man über gelindem Feuer, bis sie anfängt dicklich zu werden. Kochen darf sie nicht. In eine mit Mandelöl gepinelte Form gießt man die Masse und läßt sie erstarren.

Kleine Körbe, in denen man einmal Obst zugehandelt erhielt, und die meist recht haltbar geflochten sind, kann man zu sehr praktischen

Behältern für Wäscheleine und Klammern gestalten. Man schneidet, der Höhe und Breite des Korbes angemessen, ein Stück ungebleichte Leinwand oder starken Kessel zurecht und besticht es mit leichten Fierichen. Dieser bestichte Streifen wird glatt um die Außenseite des Korbes gelegt und dort befestigt, wobei eine Külle aus Wollband einen zierlichen Abschluß bildet. Innen wird der Korb einfach mit Wachs-tuch ausgefüttert. Eine Wachs-tuchbede wird an Stelle des meist recht locker geflochtenen Deckels, der viel Staub durchlassen würde, nach der Größe des Korbes zugeschnitten und über die Leine oder die Klammern gestreut.

Der langsame, aber doch allmählich zum Ziel führenden Zerstörungsarbeit des unermüdlichen Holzwurmes wird jede Hausfrau energischen Widerstand entgegenzusetzen, aber meist vermögen die bekannten Mittel wohl einige Zeit das Bohren zu verhindern, nicht aber eine völlige Vertreibung des Holzwurmes zu erreichen. Gründlich vertilgt den letzteren aber das folgende Verfahren. Man findet den Holzwurm am besten bei den frisch gebohrten Löchern, welche durch das Holzmeißel unter ihm kenntlich sind. Man nimmt eine feine Spritze und spritzt mit ihr in die Löcher entweder Kreosot oder Karbol-säure, worauf man sie mit einem guten Klebe-mittel, am besten Fischklein, verkittet. Gerade das Schließen der Löcher ist von Wichtigkeit, da dadurch der Holzwurm und seine Larven ersticken. Man muß wiederholt nachsehen, ob sich neue Löcher mit darunter liegendem Holzmeißel zeigen, und diese dann sofort in der angegebenen Weise behandeln, bald wird man alsdann den lästigen Zerstörer vertilgt haben.

Besser als Putzmittel, die meist zum Putzen von kupfernen Gegenständen benutzt wird, ist das Reinigen solcher Sachen mit Salmiak-geist und schwarzer Seife. Das Putzen geht viel leichter und rascher von statten und die

Gegenstände behalten länger ihren Glanz. Man löst etwas schwarze Seife in Salmiakgeist und reibt damit die Kupfergegenstände gut ab, trocknet sie darauf tüchtig und poliert sie zuletzt mit Wiener Rall nach. Die Reinigung ist auf diese Weise fast mühelos, und das Nachputzen giebt ohne Anstrengung und Zeitverlust gar bald den hellsten Glanz.

Reines Leinen und Halbleinen vermag nur ein außerordentlich geübtes Auge ohne weitere Prüfung zu unterscheiden; die meisten Frauen thun gut, bei größerem Einkauf lieber eine Probe zu machen, die nicht schwierig ist. Vor allem muß jegliche Appretur entfernt werden und das Gewebe deshalb in Seifenwasser tüchtig gewaschen werden, wozu ein kleines Stückchen des Stoffes genügt. Dann hängt man das gewaschene Zeug in den Schatten in freie Luft zum Trocknen; ist nun Baumwolle in dem Stoff enthalten, wird das gewaschene Stück Zeug beim Trocknen kraus, während reines Leinen völlig glatt bleibt.

Während die neuen Wäschstücke wohl sämtlich Handtuchhalter besitzen, ist dies bei den alten nicht der Fall, und man muß extra solche Halter kaufen, weil das Hängen der Tücher am Nagel beim Tisch doch allzu häßlich aussieht. Für die Kinderkammer sind nun sehr einfache und doch praktische Handtuchhalter aus Wäscheleine herzustellen. Zu jedem Halter braucht man drei Enden Wäscheleine von je 1 Meter Länge und zieht daraus einen einfachen Jopf. Die beiden Enden werden 10 Centimeter weit übereinander gebunden, so daß ein Kranz entsteht, wobei man die Enden mit feinem Bind-saden gut befestigt und danach zu zwei dicken Quasten auseinander jupft. Ein paar Schleifen von Seidenbandresten können als Verzierung dienen und eine farbige Bandschleife zum Aufhängen des Halters angebracht werden.

Luise Hölle.

Was giebt es Neues?

Aus hohen Kreisen.

Kaiserliche Lebensversicherungen. König Humbert von Italien war hoch versichert, und zwar bei der „New Yorker Lebensversicherungs-Gesellschaft“ für 14 Millionen; bei der „Mutual Life“ für 8 Millionen; bei der „Equitable“ für 4 Millionen und bei verschiedenen europäischen Gesellschaften zusammen für 10 Millionen; das macht im Ganzen 36 Millionen, die nunmehr dem Erben des Königs ausbezahlt sind. Der verstorbene Herzog von Koburg-Gotha hatte sein Leben für sechs Millionen Mark versichert; diese enorme Summe wird von verschiedenen Versicherungs-Gesellschaften aufgebracht. Königin Viktoria ist wegen ihrer gesunden Konstitution eine Goldgrube für die Versicherungs-Gesellschaften geworden. Der Prinz von Wales ist ebenfalls für große Summen versichert. Zu den am höchsten versicherten Leuten in der Welt gehört M. F. O. Deane, der sich bei einer amerikanischen Gesellschaft für vier Millionen Mark versichert hat. Dafür zahlt er eine jährliche Prämie von 193 400 Mark bis zu seinem Tode. Sechs Monate lang hatte er durch Autoritäten Erkundigungen über die verschiedenen Versicherungs-Gesellschaften einziehen lassen, bevor er die amerikanische Gesellschaft wählte. O. W. Vanderbilt hatte sein Leben für den gleichen Betrag versichert, aber die jährliche Prämie betrug nur 140 000 Mark.

Die Erziehung der Zarenkinder. In einer Petersburger Monatschrift finden wir einen längeren Aufsatz über die Erziehung der Kinder des Zaren Nikolaus II., der Großfürstinnen Olga, Tatjana und Marie. Den Tag hindurch verbringen die kleinen Prinzessinnen mit Spiel und Unterhaltung, wobei ihnen die vollste Freiheit gewährt wird. Kostbares Spielzeug besitzen die Zarenkinder nicht. Kaiserin Alexandra Feodorowna, welche jeden Zugzug hat, hat den strikten Befehl erteilt, in ihren Kindern den Sinn für Freiheit zu entwickeln. Die kostbaren Puppen, welche Königin Viktoria von England ihren russischen Urenkelinnen zum Geschenk gemacht hatte, werden den kleinen Zarenkindern nur an besonders festlichen Tagen gegeben, sonst spielen sie nur mit einfachen Bällen, Reifen und mit Blumen. Das Zarenpaar besucht täglich die Kinderstube der kleinen Großfürstinnen, wobei die Zarin oftmals an der Unterhaltung der Kinder teilnimmt. Manchmal wird den Kindern gestattet, den Zaren in seinen Gemächern besuchen zu dürfen, was sie jedesmal mit lebhafter Freude erfüllt. Die physische Erziehung der Kinder erfolgt nach englischem System, das bekanntlich in der Abhärtung besteht. Die Großfürstinnen tragen Sommer und Winter einfache weiche Kleidchen mit ausgeklümmten Ärmeln und kurze Strümpfe. In den Zimmern der Kinder herrscht immer eine mäßige Temperatur, die 14 Grad Reaumur nicht übersteigt. Sogar bei strenger Kälte machen die Großfürstinnen ihre Ausfahrten in verhältnismäßig leichter Kleidung. Die älteste Tochter des Zarenpaares, Olga, welche jetzt im sechsten Lebensjahre steht, besitzt großes Talent für Musik und Sprachen. Sie spielt Klavier und spricht geläufig Englisch und Französisch. Den ganzen Winter und einen Teil des Frühlings weilen die Zarenkinder in Jarskoje-Sjelo, wo man sie im großen Park täglich sehen kann.

Militär und Marine.

Ueber die Verpflegung der deutschen Truppen auf dem Hamburger Schiffe dürften folgende Angaben von Interesse sein: Von dem deutschen Expeditionskorps nach China fahren über 5200 Mann auf den vier Hamburger Schiffen, die für sechs bis sieben Wochen ihre Behausung geworden sind, dem Kriegsschiff „Albatros“ zu. Diesen vier Schiffen wurden mitgegeben: 177 000 Pfund frisches Fleisch, 20 000 Pfund. lebendes Vieh, 213 000 Pfund. präserviertes Fleisch, 4700 Pfund. Geflügel und Wild, 3000 Pfund. frische Fische, 8108 Pfund., 3520 Dosen und 200 Pfund. präservierte Fische, 160 Pfund. Raviar, 104 800 Pfund. Salzfleisch, 85 000 Pfund. Salzspeck, 190 Tonnen Heringe, 18 Schock Krebse, 300 Pfund. Hummer, 12 500 Pfund. geräucherter Speck, 190 Dosen Fleischextrakt, 4250 Pfund. Rauchfleisch, 8900 Pfund. Schinken, 5000 Pfund. Butter, 8600 Pfund. Käse, 2205 Dosen Spargel, 13 000 Dosen Gemüse, 631 Dosen Pilze. Gurken, Rotbeete und Pilsener gab es 62 Kruten, 34 Topfe, 38 Tonnen, 1350 Glas; Zwiebeln 9000 Pfund., Apfelsinen 80, Zitronen 45 Kisten, Eier 21 000 Stück, Milch 11 900 Eiter und 50 500 Dosen, Butter 125 700 Pfund., Fett 4200 Pfund., Mehl 2500 Fack, Graupen, Reis und Hülsenfrüchte 274 000 Pfund., Rüben 3100 Pfund., Rüsse und Mandeln 1100 Pfund., Gewürze 850 Pfund. und 510 Glas, Vanille 5 Pfund., Senf 2300 Pfund. und 63 Glas, Salz 43 000 Pfund., Zucker 92 200 Pfund., getrocknete Früchte 31 500 Pfund., 1060 Flaschen Provencöl, 700 Pfund. Rapsöl, 62 800 Pfund. Kaffee, 3300 Pfund. Thee, 11 300 Eiter Cacao, 8820 Pfund. Marmelade, 280 Flaschen Fruchtsoß, 15 000 Pfund. Früchte in Dosen, 400 Pfund. Hopfen und Malz, 4000 Pfund. frische Früchte. An Brot wurden 325 000 Pfund., Gales 2500 Pfund., Gemüse 25 000 Pfund. frisch und 35 000 Pfund. getrocknet. Sauer-

traut 16 000 Pfund., Kartoffeln 260 000 Pfund. mitgenommen. Auch für Nachschub ist gehörig gesorgt, und abgesehen von ergänzenden Einkäufen in Bremerhaven (Vrot, Fische und so weiter) sind in Port Said große Quantitäten an frischem Fleisch, Geflügel, Eiern, Fischen, Kartoffeln, Gemüse und Früchten bestellt, die dort an Bord genommen werden. Ueber dem Hunger ist auch der Durst nicht vergessen. 3700 Fack Bier sind mitgenommen, außerdem 528 000 große und 19 000 kleine Flaschen. Die Weinkeller weisen folgenden Inhalt auf: 2200 ganze, 1220 halbe Flaschen Sekt (die 450 Viertelflaschen zeigen, daß auch für Krankheitsfälle Vorkehrung getroffen ist), 1200 ganze und 4400 halbe Flaschen Rotwein, 11 700 ganze und 5500 halbe Flaschen Weißwein, 1450 Flaschen Portwein, Madeira und Sherry, 7850 Flaschen Spirituosen und Liqueure, 19 500 Liter Rummel und Rum, 29 000 Flaschen Mineralwasser, 1000 Flaschen Himbeeressig und dazu 3900 Liter Zitronensaft. Außerdem kommen 8600 Liter Rotwein für die Schiffsmannschaft hinzu. — Von der Liebig's Fleisch-Extrakt-Compagnie wurden dem Ostasiatischen Expeditionskorps 1000 Töpfe Liebig's Fleisch-Extrakt überwiesen.

Der Kriegerverein ehemaliger Matrosen der Kaiserlichen Marine in Berlin überliefert uns einen Aufruf betreffend Errichtung eines nationalen Marine-Denkmal für die Erinnerung der untergegangenen und gefallenen Besatzungen preussischer und deutscher Kriegsschiffe, also insbesondere für die Helden der Schiffe „Frauenlob“, „Amazonen“, „Großer Kurfürst“, „Augusta“, „Undine“, „Adler“, „Eber“, „Iltis“, „S. 26“, „S. 41“. Beiträge an Willibald Weber, 1. Vorsitzender, Berlin, Oranienstraße 30, 1.

Verkehr.

Ist ein „Bierfilz“ eine Postkarte? Zu dieser scheinbar recht überflüssigen Frage wird der „N. A. Z.“ geschrieben: In den Brauerei-Ausläufen und andern größeren Lokalen hat sich die Sittlichkeit herausgebildet, daß die als Unterlage für Biergläser den Gästen gelieferten sogenannten Bierfilze aus Papier, die von den Brauereien zur Reklame mit Produktions- und Umsatzfiguren versehen sind, vom Publikum als Postkarte zu Mitteilungen an Freunde und Bekannte verwendet werden. Infolgedessen werden tagtäglich den Brauerei-Oekonomen und Restaurateuren von den nächstgelegenen Postämtern solche beschriebene Bierfilze zurückgegeben, die, mit Freimarke versehen, in den Postkasten geworfen wurden, in der Meinung, daß die Post die Bierfilze an die Adressaten weiter befördert. Diese Annahme trifft aber nicht zu; die Post weiß stets die Weiterbeförderung zurück, weil den postlichen Vorschriften nicht entsprechend, jedoch ohne die betreffende Freimarke durch Stempelaufdruck zu entwerfen. Letzteres kann den Oekonomen und Restaurateuren nur angenehm sein, da sie dadurch gewissermaßen schadlos gehalten werden. Trotzdem erscheint es angebracht, wenn das große Publikum auf den Sachverhalt aufmerksam gemacht wird, damit die Bierfilze in Zukunft ihrer eigentlichen Bestimmung erhalten bleiben.

Gesundheitspflege.

Ungesunde Zimmerluft sofort zu vertreiben. Ein neues sinnreiches und interessantes Verfahren hierzu hat unlängst nach Mitteilung des Patentbureaus Richard Lüders in Göttingen ein französischer Arzt erfunden. Nach der Art des bekannten Seidpulvers schließt er sein Duftmittel in zwei verschiedene Papiere ein, von welchen das eine, das weiche, Pariumsuperoxyd enthält, welches mit Parfüm in konzentrierter Form gesättigt ist. Dieses wird zuerst in ein Stanniol- oder Cellophan gegeben. Das andere (blaue oder zum Unterschied irgendwie gefärbte) Papier enthält gepulvertes Kali-Permanganat in dem richtigen Verhältnis, so daß beim Zusammenmischen der zwei Pulver in einer Lösung Sauerstoff frei wird, welcher im Zimmer den Luft verbreitet und die schlechte Zimmerluft verbessert. Wenn das Pulver für Desinfektionszwecke verwendet werden soll, kann das Parfüm natürlich weggelassen.

Gerichtssaal.

Weiches und hartes p. Welche bösen Folgen ein zu Unrecht weich gesprochenes p haben kann, davon weiß die „Deutsche Zeitung“ eine Geschichte zu erzählen. Wegen größlicher Beleidigung der hiesigen nassauischen Bauernwerks-Berufsgenossenschaft wurde der Redakteur der sozialdemokratischen „Volksstimme“ jüngst vor den Untersuchungsrichter gerufen. Er sollte nach Aufzeichnung des überwachenden Polizeibeamten in einer Mauer-Verammlung die Beamtinnen „Beamtinnenbestien“ tituliert haben. Zum Glück war der Redakteur im Stande, nachzuweisen, daß der angeblichen Beleidigung nichts anderes als ein groteskes Mißverständnis des Polizeibeamten zu Grunde lag; nicht von Beamtinnenbestien hatte der Redakteur gesprochen, sondern, indem er als geborener Thüringer das p weich und das d wie e sprach, von „Beamtinnenpöschchen“. Hierauf wurde das Verfahren eingestellt.

Entscheidungen.

Um die Kurpfuscherei zu beseitigen, hat das Landgericht Baugen ein bisher noch nicht versuchtes Mittel angewendet, indem es gegen einen nicht approbierten Heilkünstler das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs anwendete. Es hat am 30. März auf Grund dieses Gesetzes den Musterzeichner und Praktikanten der Homöopathie Riklas Ströbner zu 400 Mark Geldstrafe verurteilt. Daß der Angeklagte seine Patienten an der Gesundheit geschädigt hätte, war nicht festzustellen gewesen, denn dann hätte man natürlich die Paragraphen über fahrlässige Körperverletzung und so weiter unter Außerachtlassung einer Verurteilung gegen ihn angewendet. Er hatte nur, in Sachen wohnend, in einem in Reichenberg (Böhmen) erscheinenden Blatte seine homöopathische Praxis empfohlen, daneben schnelle Hilfe versprochen und behauptet, er könne alle Krankheiten heilen; er hat ferner auf die schnelle Wirkung seiner Heilmethode verwiesen und mit einem gewissen Stolz hervorgehoben, daß er sogar schon Krebs geheilt habe. Das Gericht hat nun festgestellt, daß der Angeklagte nur die Weibschule, dagegen keinerlei Lehrausbildung für Heilkunde besucht hat, daß er seine Praxis seit 1895 ausübt und daß er unfähig ist, alle Krankheiten zu heilen. Demgemäß wurde die veröffentlichte Anzeige als marktfeindlich angesehen und das Verhalten des Angeklagten als unter das Gesetz zur Bekämpfung des unlauteren Wettbewerbs fallend eingeschätzt. — Die Revision des Angeklagten bestritt die Anwendbarkeit des erwähnten Gesetzes und behauptete ferner, das deutsche Gericht sei gar nicht zuständig gewesen zur Beurteilung der ihm zur Last gelegten That, denn das betreffende Blatt erscheine im Auslande. — Das Reichsgericht erklärte auf Verwerfung der Revision. Die Anwendung des Gesetzes über den unlauteren Wettbewerb unterliege keinem Bedenken. Auch der Einwand, daß die That im Auslande begangen sei, verdiene keine Beachtung, denn das Landgericht habe ausdrücklich festgestellt, daß das böhmische Blatt auch vielfach in Sachsen gelesen werde.

Bereinswesen.

Der diesjährige deutsche Weinbaukongress, der neunzehnte in seiner Reihenfolge, findet vom 23. bis 24. September in Kolmar im Elsaß statt. Er ist, wie die vorhergehenden, auch mit einer Ausstellung von Maschinen und Utensilien für Weinbau, Weinhandlung, Kellerwirtschaft und einer Kostprobe von elsass-lothringischen Weinen verbunden. An Ausstellungen finden am 23. nachmittags ein solcher nach Tübingen, Dreiehren, Jüngersheim, Kammerschweier, Mörkschweier, sowie gleichzeitig ein anderer nach Ruch, Geberschweier, Hattstadt statt. Am 26. werden Riechheim, Reichenweier, Hunawer und Rappoltsweier besucht, wobei eine Schlussfeier erfolgt.

Statistisches.

Folgende Statistik über die in diesem Sommersemester in Deutschland und der Schweiz studierenden Damen zeigt die Entwicklung, die das Frauenstudium genommen hat: An den sämtlichen Universitäten sind in diesem Sommer 618 Damen zum Besuche der akademischen Vorlesungen zugelassen, 9 davon als immatrikulierte Studentinnen (5 in Freiburg und 4 in Heidelberg), die übrigen als außerordentliche Hörerinnen. 292 davon fallen auf Berlin allein, gegen 406 im letzten Winter (inzwischen sind die Bestimmungen über die Zulassung von Hörerinnen schärfer gefaßt worden), 61 auf Bonn, 47 auf Halle, 41 auf Breslau, 31 auf Göttingen, 27 auf Leipzig, 16 auf Gießen, je 15 auf Königsberg und Würzburg, 13 auf Heidelberg, 12 auf Freiburg, je 11 auf München und Straßburg, je 8 auf Kiel und Marburg, 5 auf Tübingen, je 2 auf Erlangen und Rostock. Die schweizerischen Universitäten weisen 624 immatrikulierte und 182 als Hörerinnen zugelassene Frauen auf. Von den ersteren sind 187 in Genf immatrikuliert, 187 in Bern, 174 in Zürich, 74 in Lausanne und 3 in Basel; 395 studieren Medizin, 224 Philosophie und Naturwissenschaften und 8 Jurisprudenz. Nur 82 sind Schweizerinnen, 542 Ausländerinnen; unter den letzteren kommen insbesondere in Betracht 423 Russinnen, darunter 327 Medizinerinnen, 50 Deutsche (28 in der philosophischen oder naturwissenschaftlichen und 22 in der medizinischen Fakultät), 19 Ungarinnen und 17 Oesterreicherinnen. Von den österreichischen Universitäten liegen nur dürftige Angaben vor. An ihnen werden die Frauen ausschließlich in der philosophischen Fakultät überhaupt zugelassen, und zwar, wenn sie die den männlichen Studenten entsprechende Vorbildung nachweisen können, als ordentliche, andernfalls als außerordentliche Hörerinnen. Solche ordentliche Hörerinnen, die also im wesentlichen den immatrikulierten Studenten völlig gleichstehen, befinden sich in Wien 30, in Klausenburg und Lemberg je 4, in Krakau 1; außerordentliche Hörerinnen sind 66 in Lemberg (hier sind von den 70 Studentinnen 67 polnische und 3 russischer Nationalität), 25 in Krakau, 20 in Wien und 4 in Czernowitz.

Briefkasten.

D. A. in B. Mit Vergnügen nehmen wir davon Kenntnis, daß vor einiger Zeit in Wilhelmshaven mehrere tausend Quadratmeter von Andernach's Export-Käse-Stein-Parapen nach Tintan verschifft worden sind. Diese Bedachungsmaterialien, hergestellt nach Patent der Fabrik von A. B. Andernach in Bevel am Rhein, werden zu Bauten verwendet, welche zum Aufenthalt der kaiserlichen Truppen dienen sollen.

„Felicie“ in L. I. Soll unvergessen sein! 2. Wir erwidern Ihren Gruß in gleichem Sinne.

Stud. phil. in Wien. Sie fragen uns mit Beziehung auf die beigelegten „Talentproben“, ob wir Ihnen roten, Schriftsteller zu werden. Das ist eine Gewissensfrage, deren Beantwortung abzulehnen unser volles Recht wäre; wir wollen aber, gerade weil Ihre Gedichte von wirklichem Talent zeugen, eine Ausnahme machen. Und da lautet unsere Meinung: Schriftsteller wird man nur, wenn man dazu geboren ist, und dann bricht der Drang ebenso von selbst durch wie beim geborenen Musiker. Was Ihnen aber vor-

schwebt, das ist der im gewöhnlichen Sinne des Wortes „erfolgreiche“ Schriftsteller. Der Begriff des Erfolgs ist nun aber so vieldeutig, daß zu seiner Erfassung ein ganzes Buch kaum ausreichen dürfte. Einen geschätzten Namen in den kleinen Kreisen der Sachverständigen kann sich nur der Schriftsteller erwerben, der unabhängig vom Publikum ist, und dazu gehört eben auch eine gewisse materielle Unabhängigkeit, das heißt ein festes Einkommen aus andern Quellen als der Schriftstellerei, mindestens für die ersten Jahre. Wir können Ihnen also nur raten, lernen Sie zuerst etwas Grundsätzliches und versuchen Sie dann von fester Grundlage aus Ihr Glück bei dem Publikum. Wenn Sie eine leidliche Bezahlung der Leistungen als Erfolg auffassen, so hängt dieser freilich nicht von dem dauernden Wert der Arbeit ab; in der Regel entscheidet der Tagesgeschmack über die Aufnahme von Romanen oder Dramen beim Publikum. Diesen Tagesgeschmack zu studieren, ist also die wichtigste Aufgabe für den Schriftsteller in diesem Sinne. Daß übrigens, wie auf jedem Gebiet, auch hier der reine Zufall, das heißt unbegreifliche Glückfälle vorkommen, wollen wir nicht verschweigen, darf Ihnen aber keineswegs zur Ermunterung dienen, sich auf das blinde Unglück in den literarischen Kampf mit Dasein zu werfen. Unter lauten Roman „Peter Floß“ ist durchaus aus dem Leben geschöpft und für Ihre Wünsche lehrreich.

Frl. Reckilde H. in Zürich. Zur Erfüllung Ihres Wunsches ist Vorlage der Abonnementsquittung nötig.

U. A. in Berlin. Uns liegt vor die 1. Lieferung von „Der Krieg in China“ nach einer Beschreibung der Sitten, Gebräuche und Geschichte des Landes von J. Scheibert, Major i. D. 30 Lieferungen zu 30 Pfg. Verlag von A. Schöner, Berlin W., Potsdamerstraße 84 a. Das Werk enthält, wie schon sein Titel besagt, neben der eigentlichen Kriegsgeschichte auch eine interessante Darstellung der geschichtlichen Entwicklung des Landes und der inneren und äußeren Verhältnisse des großen asiatischen Reiches in gründlich sachgemäßer und doch allgemein verständlicher Weise. Die gediegene Ausstattung des 1. Heftes, insbesondere die reiche Illustration in demselben, verdient besonders hervorgehoben zu werden.

Heinrich B. in Hamburg. Nicht ohne Talent, aber noch nicht druckreif.

Ad. M. in B. Verlorene, unbrauchbar gewordene oder zerstörte „Quittungskarten“ sind durch neue zu ersetzen. In die neue Karte sind die in der älteren nachweisbar entrichteten Beträge in beglaubigter Form zu setzen.

Fraulein J. L. in M. Sie fragen, weshalb der Kronprinz demnach die Universitäts Bonn bezieht, da er doch kein Hochstudium zu absolvieren nötig habe, und ob das eine neue Einrichtung sei, da doch der alte Kaiser Wilhelm nur als Soldat erproben worden sei. Das ist richtig; aber Sie haben sich irrtümlich noch nicht davon getrennt, daß gerade Kaiser Wilhelm I. als Prinz seinen Sohn, den späteren Kronprinzen, auf die Universität Bonn geschickt hat. Auch der jetzige Kaiser Wilhelm II. ist am 24. Oktober 1877 als Student der Universität Bonn immatrikuliert worden. Seine von dem damaligen Rektor Böhmer und dem Senat unterzeichnete Ermatrikel ist vom 3. August 1879 datiert. Laut dieser hat der Kaiser während der vier Semester seiner Studienzeit außer den juristischen Vorlesungen bei

den Professoren Haeflner, Voersch und von Stilling, die sich durch alle vier Semester erstreckten, noch gehört: drei Semester lang national-ökonomische und sozial-politische Vorlesungen bei den Professoren Held und Kasse, zwei Semester lang historische bei Professor Raurenbrecher; ferner ein Semester hindurch bei Professor J. B. Meyer Philosophie, bei Claudius Völk, bei August Reule Chemie, bei Wilmanns deutsche Literaturgeschichte, bei A. Reule und bei Zühlke antike und moderne Kunstgeschichte. Ein kleiner Teil von diesen Vorlesungen waren Privatstudien, die eigens für den damaligen Prinzen Wilhelm gelesen wurden.

Antikisten tauschen: Ernst Schöng, Siegen i. W., Poststraße 8. — A. Urban, Gießen a. St., Württemberg, Helfensteinstraße 9. (Nur kolorierte und gedruckte Karten.)

Käseflöser: „Mutter und Tochter“ in Gernersheim. „Wita“ in Budweis (3). „Ein Kind“ in St. G. Fr. Vina Sommers in New York. Charles Funk in Stuttgart. Hedwig R. in St. M. Albert Hoffmeister in Wilmanns. Hans W. in Berlin. Gertrud Schneider in Köln a. Rh. M. A. in St.